

ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



Friedrich Seebaß

Karl Büchsel

Aus den Erinnerungen eines Landgeistlichen



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN UND BASEL

Karl Büchsel

Mit dem Namen dieses gesegneten Zeugen
des Evangeliums sind seine

„Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen“

untrennbar verbunden. Von diesem Buch geht noch heute, fast 100 Jahre nach seinem ersten Erscheinen, eine Segenskraft aus. Ein jüngerer Mitarbeiter Büchsels, Pastor Fischer, hat es treffend beurteilt: in vieler Beziehung ein klassisches Buch, eine Pastoraltheologie ohne wissenschaftliche Form, aus der Kandidaten, junge und alte Pastoren für ihr eigenes Herz und für ihr Amt mehr gelernt haben als aus gelehrten Universitätskollegien.

Das vorliegende Büchlein bringt neben einem kurzen Lebensabriß und einer Würdigung der Persönlichkeit Büchsels bezeichnende Auszüge aus seinen „Erinnerungen“. Was auch den Menschen unserer Tage einen Mann wie Büchsel so anziehend macht, ist einmal die unmittelbare Frische, mit der er seine Erlebnisse auf dem Lande anschaulich zu schildern weiß, dann aber auch der tiefe Ernst, mit dem er offen, ohne jede Beschönigung das eigene Werden und die recht dunklen Zustände in den Gemeinden schildert, die er als angehender Pfarrer zu betreuen hatte.

**Band 51/52 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“**

Karl Büchsel

Aus den Erinnerungen und Erfahrungen eines
Landgeistlichen und Generalsuperintendenten

Herausgegeben
von
Friedrich Seebaß



BRUNNEN-VERLAG, GIESSEN UND BASEL

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	5
Zum Gedächtnis D.Büchsels. Von Pastor Fischer	7
Aus den „Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen“	21
Das erste Amtsjahr	21
Die Versetzung	54
Die Tagelöhner	59
Das Pfarrhaus	64
Der Küster und der Lehrer	69
Die Zeit der Separation und der Erweckung in der Gemeinde	70
Aus den „Erinnerungen aus meinem Berliner Amtsleben“	93
Aus der Rede am Sarge Büchsels. Von Generalsuperintendent Braun	102

Copyright 1953 by Brunnen-Verlag, Gießen

Gesamtherstellung:

Buchdruckerei Hermann Rathmann, Marburg (Lahn)

Vorwort

Gerade vor hundert Jahren, am 1. April 1853, wurde Karl Büchsel zum Generalsuperintendenten der Neumark und Niederlausitz ernannt mit dem Amtssitz in Berlin, wo er seit 1846 als erster Pfarrer an der neuen St. Matthäuskirche waltete; aus beiden Aemtern schied er 1884 nach überaus gesegnetem Wirken im Alter von einundachtzig Jahren. Wenn das Andenken an diese markige, von Gottes Geist erfüllte Gestalt bis heute lebendig blieb, so ist das den „Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen“ zu verdanken, die Büchsel in zwangloser Folge zunächst in der „Evangelischen Kirchenzeitung“ auf Wunsch ihres Herausgebers Hengstenberg erscheinen ließ, um sie dann von 1861 bis 1869 in drei Bänden zu sammeln; im Jahre 1886 folgten zur Ergänzung noch „Erinnerungen aus meinem Berliner Amtsleben“.

Unser kleines Buch kann nur bezeichnende Ausschnitte aus dem ersten Bande der Erinnerungen bringen nebst einigen Berliner Erfahrungen, um das Bild abzurunden. Was auch den Lesern unserer Tage einen Mann wie Büchsel so anziehend macht, ist einmal die unmittelbare Frische, mit der er seine Erlebnisse auf dem Lande anschaulich zu schildern weiß, dann aber der tiefe Ernst, mit dem er offen, ohne jede Beschönigung, das eigene Werden und die recht dunklen Zustände in den Gemeinden schildert, die er als unerfahrener Vikar und angehender Pfarrer zu betreiben hatte. Gewiß: die kirchlichen Zustände haben sich seitdem, zumal durch die umwälzende Wirkung zweier Weltkriege, gründlich verändert; dennoch ist wieder vieles in den damaligen Gemeinden vorgebildet, was heute die verantwortlichen Geistlichen und Laien in der evangelischen Kirche als Notlage innerlichst beschäftigt: Lauheit bis zur völligen Gleichgültigkeit, Spaltung bis zur Trennung in Sekten. Ebenso zeitgemäß und anwendbar sind Büchsels unzählige Erfahrungen und praktische Ratschläge, besonders für Pastoren, trotz der sehr verschiedenen historischen Lage von heute; gemeinsam ist dennoch die Erfahrung, daß der tiefgehende Umschwung, der sich vor hundert Jahren in den Gemütern vieler unter politischen Stürmen vollzog, „sie für die ewigen Wahrheiten des Wortes Gottes wieder empfänglicher gemacht hat; aber die Verantwortung ist auch desto größer geworden. Je lauter die Gerichte Gottes predigen,

und je mehr die Grundlagen menschlicher Verhältnisse schwanken, desto weiter muß die Kirche ihre Türen auf-tun und nötigen hereinzukommen."

So heißt es im Vorwort zur ersten Auflage der Erinne-rungen 1861, der rasch nacheinander weitere folgten.

Als ein Felsenmann hat sich Büchsel bewiesen, z. B. in dem Revolutionsjahr 1848, als durch das tapfere Zeugnis ihres Pfarrers die St. Matthäus-Gemeinde zu einem Sam-melpunkt der Treuen in schwerster Zeit wurde. Aber auch gegenüber der obersten kirchlichen Behörde hatte er den Mut, ein Nein zu sagen, wenn es gegen sein Gewissen ging: er weigerte sich z. B., ihrer Anordnung zu folgen, das Aufgebot eines Geschiedenen zur Wiederverheiratung zu vollziehen. So wurde ihm das Betreten seiner Kanzel am Sonntag Reminiscere 1859 verwehrt: der Oberkirchen-rat hatte ihn auf diesen einen Tag suspendiert. Auch spä-ter hat er sich nicht gescheut, der kirchlichen und der weltlichen Obrigkeit die Forderung der Wahrheit und den Ernst der Sünde vor Augen zu stellen. — Es wird berich-tet, daß er nur an wenigen Sonntagvormittagen einer fünfundzwanzigjährigen Amtszeit nicht gepredigt habe; in den ersten siebzehn Jahren stand er am Sonntag oft dreimal auf der Kanzel.

Ursprünglich für Mathematik besonders begabt, las Büchsel als Vikar gern im Shakespeare und im Livius; er mahnte bei zunehmender Strenge seiner lutherisch ge-prägten Frömmigkeit dennoch dazu, die wissenschaftlich theologischen Studien nicht zu vernachlässigen. Seine „Er-innerungen“, die er nur mit Widerstreben abdrucken ließ, sollten zunächst der angewandten Seelsorge dienen und jüngeren Amtsbrüdern Ermunterung und Trost bereiten. „Dabei kann ich aber nicht leugnen, daß es mir selber heil-sam gewesen ist, die Wege Gottes zu durchdenken, die er mich geführt hat. . . Der Glaube kommt zwar aus dem Worte Gottes, aber das Leben mit seinen Erfahrungen gibt die beste Erklärung der Heiligen Schrift.“

Der vorliegenden Auswahl aus den „Erinnerungen“ ist das aufschlußreiche Gedenkwort mit einigen Kürzungen vorangestellt, das ein langjähriger jüngerer Mitarbeiter Büchseis, Pastor Fischer, für die „Evangelische Kirchen-zeitung“ schrieb und im September 1889 veröffentlichte — das einzige größere biographische Dokument, das auffind-bar war.

Friedrich Seebaß

Zum Gedächtnis D. Büchsels

Es war am Sonntag Rogate 1846, als die Berliner St. Matthäuskirche in Gegenwart König Friedrich Wilhelms IV. und seiner Gemahlin sowie des ganzen königlichen Hofes feierlich eingeweiht wurde. An diesem Tage wurde auch Büchsel als der erste Pastor der Neubegründeten Gemeinde in sein Amt eingeführt und hielt seine Antrittspredigt. Zum Text derselben hatte er Röm. 1, 16 gewählt: „Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht; denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben.“ Dieses Wort des Apostels kann man als die Ueberschrift seines ganzen Lebens und Wirkens bezeichnen. Das Evangelium von Christo ist ja der Grund alles unseres Glaubens, unseres Trostes und Hoffens, der Grund, auf den der Herr seine Gemeinde gebaut hat, auf den auch der einzelne Christ das Haus seines Lebens bauen muß. Auf diesen Grund hatte Büchsel sein Haus gebaut. Das Evangelium von Jesu Christo, dem Sohne Gottes, dem gekreuzigten und auferstandenen Heiland der Welt, war das Licht auf seinem Wege, der Stab auf seiner langen Wallfahrt, die Fahne, um die er Seelen für den Heiland gesammelt, unter der er seine Kämpfe gekämpft und sein Kreuz getragen hat, die nimmer versiegende Quelle seines Glaubens, seines Mutes, seiner Arbeit in der Liebe und seiner Geduld. Er kannte die Kraft Gottes im Evangelium, welche der Glaube ergreift zu seiner Seligkeit, nicht nur vom Hörensagen, sondern aus eigener persönlicher Erfahrung; darum hat er sich auch nicht geschämt, sie den Menschen anzupreisen. Das Evangelium von Christo hat ja für jeden natürlichen Menschen etwas, dessen er sich schämt. Es ist den Juden ein Aergernis und den Griechen eine Torheit.

Daß man von einem armen gekreuzigten Mann, den die Welt von sich ausstößt, sein Heil erwarten soll für Zeit und Ewigkeit, daß man aus eigener Kraft zu seiner Seligkeit nichts soll tun können, sondern als ein armer Sünder aus lauter Gnade durch diesen Gekreuzigten leben soll, das ist der große Anstoß des Unglaubens bis heute, und die gebildete Welt schämt sich eines solchen Evangeliums. Es gehören immer Mut und eine Kraft von oben dazu, dieser selbstklugen Welt gegenüber sich des Kreuzes Christi nicht zu schämen, sondern es fröhlich im Wort und im Wandel zu bekennen, sich auch darüber schmähen und verachten zu lassen, wie es auch bei Büchsel zu sehen war.

Geboren am 2. Mai 1803 zu Schönfeld in der Uckermark, eines Geistlichen Sohn, fiel seine Jugend in eine zwiefach schwere Zeit, schwer durch die politische Erniedrigung, unter der unser Vaterland seufzte, schwerer noch durch den Abfall von dem lebendigen Gott und seinem Sohne. Er erlebte als Knabe die Befreiung des Vaterlandes von der äußeren Knechtschaft; aber die Knechtschaft des Unglaubens war nicht so bald gebrochen. Als er bereits im Dienst der Kirche stand, sah er noch in nächster Nähe, wie selbst Pastoren in der Kirche sich des Evangeliums von Christo schämten, von allem anderen lieber redeten als von dem Kreuze Christi und ihre eigenen vernünftigen Gedanken an die Stelle des Evangeliums setzten. Daß Büchsel sich des Evangeliums nicht schämte, verdankte er nicht dem Gymnasium zu Prenzlau, das er besuchte, auch nicht der Berliner Universität, an der er studierte, obgleich damals nach den Befreiungskriegen ein neuer Odem des Lebens auch durch die theologischen Hörsäle zu wehen anfang. Er verdankte es einmal dem Geiste eines frommen Elternhauses, aus dem er das G e b e t mit-

gebracht hatte, sodann dem Häuflein der Gläubigen und Stillen im Lande, die in den Kirchen kein Lebensbrot für ihre Seelen fanden und unter mancherlei Druck im Verborgenen aus den alten Predigt-, Erbauungs- und Gesangbüchern unserer lutherischen Väter sich auf ihrem Glauben zu erbauen suchten. An diesen einfachen Leuten sah er, wie ernst sie es nahmen, ihrer Seelen Seligkeit zu schaffen, wie sie die Welt verleugneten, wie sie Opfer brachten für Gottes Reich, wie sie untereinander durch einen Liebesgeist verbunden waren, den die Welt nicht kannte, und wie sie die Schmach Christi willig trugen. Zu diesen Stillen im Lande gehörte auch sein alter Küster, der dem jungen Prediger ein geistlicher Vater wurde, dem er hernach in seinen „Erinnerungen“ ein Denkmal dankbarer Liebe gesetzt hat. Das Bedürfnis des eigenen friedesuchenden Herzens sowie das Bedürfnis des Volkes nach wahren Troste, das er mehr und mehr mit scharfem Auge und liebevoller Anteilnahme kennenlernte, trieb ihn mit Macht zu dem alten, verachteten Evangelium und machte den Mann des Glaubens und der Kraft aus ihm, als den ihn alle gekannt haben.

Es war dasselbe Evangelium, welches Luther aus der Verborgtheit hervorgezogen und als Banner den Deutschen vorangetragen hat. Alle, die unsere evangelische Kirche liebhaben, kämpfen und arbeiten, leben und sterben unter diesem Banner. Indem Büchsel sich dieses Evangeliums nicht schämte, ging er in Luthers Fußstapfen. Der Artikel von der Rechtfertigung aus dem Glauben allein war in ihm Leben und Kraft geworden. In den Bekenntnissen der lutherischen Kirche fand er den besten Ausdruck seiner Glaubensüberzeugung, und in den mancherlei kirchlichen Kämpfen und Fragen seiner Zeit

nahm er in diesem Sinne seine Stellung, nicht ein Zerstörer der Landeskirche, sondern ein warmer Freund derselben, der ihr so am besten zu nützen glaubte. Dennoch war er ganz und gar kein Parteilmann. Er hatte ein Auge und Herz für alle Kraftbeweisungen des Evangeliums auch in andern Kirchengemeinschaften. Er trieb nicht Polemik, am wenigsten auf der Kanzel, gegen andere Kirchen und Bekenntnisse, er lebte vielmehr in den großen, starken Festungen des Evangeliums. Nur eine Polemik hatte er immer und überall in seinem Leben mit unerbittlicher Folgerichtigkeit getrieben, nämlich die Polemik gegen den alten Menschen mit seinen Lüsten und Begierden, der uns allen zu schaffen macht, und den man nur in der Kraft des Glaubens an das Evangelium von Christo überwinden lernt.

So stand Büchsel als ein **M a n n d e r K r a f t** vor unsern Augen. Auch im Aeußern ein Bild der Kraft, erfreute er sich durch Gottes Gnade einer fast unerschütterlichen Gesundheit bis in sein hohes Alter, so daß er sich oft nicht in die Schwachheiten, unter denen andere litten, hineinversetzen konnte. Was hat er oft in seinem Amte alles hintereinander möglich gemacht mit Predigten, Amtshandlungen, Konfirmandenunterricht, Krankenbesuchen, Amtsreisen, Synoden, Konsistorialsitzungen, Konferenzen für die Goßnersche Mission und das Elisabeth-Krankenhaus, Stiftungen, die ihm von Goßner auf seinem Sterbebett zu besonderer Fürsorge befohlen waren! Und das alles, ohne daß es ihn angriff, immer in unermüdlicher Frische, Ruhe und Klarheit des Geistes! Aber diese leibliche Kraft würde ihm doch wenig genützt haben, wenn ihr nicht eine andere Kraft entsprochen hätte, die Kraft Gottes, welche der lebendige, selbsterfahrene Glaube an das Evangelium einem Menschen verleiht. Dieser Glaube hatte aus

ihm in der Stille des Landlebens zu Schönfeld und Brüssow unter Ackerbauern und Tagelöhnern allmählich einen Mann in Christo gemacht, gesund, fest, klar und nüchtern im Geiste, einen originalen, ausgeprägten Charakter, der da wußte, was er wollte, der in seinem Amte keine Versorgungsanstalt sah, sondern bereit war, seine Kräfte für den, der ihn teuer erkaufte hatte, in heiligem Dienste einzusetzen, und der mit zäher Energie auf das klar erkannte Ziel losging. Dieser Glaube an das Evangelium hatte ihn von der Menschenfurcht und Menschengefälligkeit losgemacht, unter der das geistliche Amt oft so schwer zu leiden hat, da wir schweigen, wo wir reden sollten, und reden, wo wir schweigen sollten. Der Mann, der in seinem Kämmerlein auf den Knien lag und für sich, für sein Haus und für seine Gemeinde betete, der sich immer für einen armen Sünder ansah und nur von täglicher Gnade und Vergebung der Sünden leben wollte, zitterte vor niemandem. Was hat er manchmal den Vornehmen und Großen und Reichen dieser Welt in freimütiger Rede gesagt, das sie noch von niemand zu hören bekommen hatten! Er hat auch nicht gezittert vor den Drohungen aufgeregter Volkshaufen, und seine Königstreue wurde im Jahre 1848 nicht wankend, als sie bei vielen ins Wanken kam. Er hat sich niemals vor dem Spott und der Verachtung des von Bildung und Freiheit schwärmenden gottlosen Zeitgeistes gebeugt, und schließlich nötigte sein Auftreten in der Kraft Gottes selbst den Feinden des Reiches Gottes Achtung ab.

Von diesem Mann der Kraft — nicht der eigenen Kraft, von der er nichts wissen wollte, sondern von der Kraft Gottes, die der Glaube an das Evangelium gibt — konnte denn auch Kraft ausgehen für andere. Es sind Ströme lebendigen Wassers von

ihm ausgegangen. Wie er sich zu dem Herrn bekannte, so hat sich der Herr in reichem Maße zu ihm bekannt. Weil er es wirklich glaubte, daß die göttliche Torheit des Kreuzes Christi im Grunde die einzige Macht sei, um Sünder zu bekehren und zu neuen Kreaturen umzuwandeln, besonders seitdem er in der Brüssower Gemeinde eine tiefgehende Erweckungszeit erlebt hatte, so hatte er den Mut, die gebildeten Berliner gerade so für arme, trostbedürftige Sünder zu halten wie seine uckermärkischen Bauern und Tagelöhner, und predigte ihnen die großen Wahrheiten des Evangeliums von Sünde und Gnade, Versöhnung und Erlösung, von Christi Kreuz und Blut, von Vergebung der Sünden, von Buße und Glauben, vom Kämpfen gegen den alten Menschen, vom Kreuztragen und von der himmlischen Heimat gerade so einfach, wie er es auf dem Lande gewohnt war. Und was für Segen hat der Herr auf diese Predigt gelegt! Die Kirchenbänke von St. Matthäus sind stumme Zeugen von den Segenswirkungen, die von seiner Predigt ausgingen. Auf manchen Plätzen der Kirche sind die Namen Verstorbener angebracht, die meist regelmäßig auf ihnen saßen und ihre Erbauung in dem von Büchsel gepredigten Evangelium suchten und fanden. Was für Geschichten stiller Arbeit des Geistes Gottes an ihren Herzen könnten diese Namen erzählen! Aus allen Ständen sammelten sich in jenen bewegten Zeiten der Unbotmäßigkeit gegen die Obrigkeit und falscher Freiheitsbestrebungen die begierigen Hörer um die Predigt dieses eigenartigen Mannes, der so einfach und natürlich, so praktisch und verständlich, so ohne alle Aufregung und Erhitzung zu ihnen redete, der so merkwürdig in den Herzen zu lesen, auf die mannigfachen Bedürfnisse der einzelnen einzugehen und die verschiedensten Saiten des Gemütes anzuschlagen ver-

stand, der die Verkehrtheiten des menschlichen Herzens und die Sünden der Zeit mit derben Worten geißelte und die Mühseligen und Beladenen immer als ein Hochzeitsbitter — wie er sich so gern nannte — freundlich zu dem Heiland der Sünder einlud. So bekam er denn auch Zutritt zu allen Ständen, man kannte ihn in den Hütten der Armen wie in den Palästen der Reichen und Vornehmen; ungesucht gewann er weitgehenden Einfluß und Gewalt über die Herzen als Seelsorger, Beichtvater und Hausfreund, selbst auf Menschen, die sich bis dahin wenig um geistliche Dinge bekümmert hatten. Sein Einfluß reichte bis in den Königspalast, und die greise Kaiserin Augusta hat auf die Kunde von seinem Heimgehe in ergreifenden Worten bezeugt, für wieviel geistlichen Segen sie ihm zu danken habe. Was mancher an ihm bemängelte, daß er zu wenig geistliche Salbung habe, das öffnete ihm gerade bei vielen die Tür; aber selbst unter den Scherzworten, die er liebte, wußte er oft die Gelegenheit zu benutzen, durch das Salz seiner hingeworfenen Bemerkungen und erstaunlichen Urtheile vielen die Gewissen zu schärfen, sie zum Nachdenken über sich selbst zu veranlassen und ihnen einen Anstoß zu einer Bewegung aufs Ewige hin zu geben. Die St. Matthäus-Gemeinde betrauerte in ihm ihren geistlichen Vater. Die Macht seiner Persönlichkeit, die Anziehungskraft seiner Predigt, die Einfalt und Treue seiner ganzen Amtsverwaltung gaben dieser neubegründeten Gemeinde ihr eigentümliches Gepräge und festes Gefüge, so daß sie vielen in der Nähe und Ferne wie ein Garten Gottes erschien, an dem sie sich mitfreuten. Er selbst wußte wohl, wieviel der Gemeinde noch fehlte, und daß man in der großen Residenzstadt mit ihren Sünden und Versuchungen auch in St. Matthäus kein Paradies haben konnte; er hat

auch niemals auf seinen Lorbeeren ausgeruht, sondern bis zum letzten Tage seiner fünfundfünfzigjährigen Amtsführung das Wort des Heilandes vor sich gesehen: „Ich muß wirken die Werke des, der mich gesandt hat, solange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand mehr wirken kann.“

Gott ließ ihm vieles gelingen, was andern nicht gelingt. Das Vertrauen zu seiner Person und die geistliche Anregung, die von ihm ausging, erweckten ihm Helfer und Mitarbeiter, die ihm für die Zwecke des Reiches Gottes auch die Hände füllten, wo es nötig war. So gelang es ihm, bei der gleichzeitigen sparsamen Verwaltung des Kirchenvermögens, andern unbemittelten Gemeinden zu helfen. — Was er als eine besondere Gnade vom Herrn ansah, das war das Vertrauen und die Liebe der **A m t s b r ü d e r**, über welche er als Oberhirt der Neumark und Niederlausitz gesetzt war. Er war ein rechter *pastor pastorum* (Hirte der Hirten). Sie empfingen mehr oder weniger alle einen Segen durch diesen Mann; sie spürten es, daß er nicht über sie herrschen wollte, sondern sich mit ihnen unter das Kreuz Christi stellte, um ihnen zu dienen. Er war ihnen ein Vorbild in dem Ernst der Hingabe an das heilige Amt; sie sahen es an ihm, daß er sich selbst nicht schonte; das gab seinen Mahnungen, Bitten und Warnungen besonderen Nachdruck. Er hatte ein Ohr für die Nöte und Leiden, die in vielen Pfarrhäusern wohnen; auch die Witwen und Waisen, die von ihnen ausziehen mußten, bekamen oft im Stillen seine Hilfe zu erfahren; aber er freute sich auch von Herzen des Segens mit, den der Herr auf die treue Arbeit der Pastoren legte.

Büchsel hielt von seinen **t h e o l o g i s c h e n** **K e n n t n i s s e n** und von seiner wissenschaftlichen Befähigung immer sehr gering und pflegte manchmal

zu sagen, daß der Herr ihn als Exempel hingestellt habe, um zu zeigen, daß er auch Leute, die wenig gelernt hätten, in seinem Reiche brauchen und für andere zum Segen setzen könne. Aber dieses Urteil allzu bescheidener Selbsterkenntnis hinderte die theologische Fakultät der Berliner Universität nicht, ihn wegen seiner hervorragenden Verdienste um das kirchliche Leben der Hauptstadt zu ihrem Ehrendoktor zu ernennen. Und wie merkwürdig, daß der Herr gerade diesen Mann auch zu einem theologischen Schriftsteller machen wollte! Es ist das Verdienst des Doktors Hengstenberg, daß er den ihm so nahe verbundenen Freund und Seelsorger veranlaßte, für die „Evangelische Kirchenzeitung“ die „Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen“ zu schreiben, welche nachher als besonderes Buch in mehreren Bänden erschienen sind: in vieler Beziehung ein klassisches Buch, eine Pastoraltheologie ohne wissenschaftliche Form, aus der Kandidaten, junge und alte Pastoren für ihr eigenes Herz und für ihr Amt mehr gelernt haben als aus gelehrten Universitätskollegien. Von diesem Buche geht bis heute, noch nach vielen Jahren, weit über die Grenzen unseres Vaterlandes eine Segenskraft aus, Menschenherzen an den Heiland zu binden und sie für den heiligen Dienst an der Kirche Gottes zu begeistern.

Wenn der geistliche Segensstrom, welcher auf so mannigfaltige Weise von dem Entschlafenen in seiner langen Amtsführung durch Predigt, Konfirmandenunterricht, Seelsorge und kirchenregimentliche Tätigkeit ausgegangen ist, bis in die entferntesten Teile unseres Vaterlandes seine Wellen geschlagen hat, so daß Tausende ihm über das Grab hinaus dankten, so hat er durch seine „Erinnerungen“ selbst jenseits des Meeres Segen gestiftet. In der Berliner

Mission für Afrika, der er viele Jahre hindurch verbunden war, wie in der Goßnerschen Mission, die er als Vorstand des Kuratoriums so lange geleitet hat, mag wohl kaum ein Missionar gestanden sein, der nicht durch dies Buch lebendige Anregungen und Fingerzeige für seine Arbeit an Menschenherzen empfangen hätte. — Wie groß der Kreis seiner Freunde und geistlichen Kinder war, die mit Verehrung und Liebe ihm anhängen, das kam besonders zum Ausdruck, als er am 16. Februar 1879 sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum feiern durfte. Es fehlten freilich schon viele, denen er ein Wegweiser zum ewigen Leben hatte sein können, und die, von ihm angeregt, ihm helfend und mitarbeitend zur Seite gestanden hatten; aber andere waren noch vorhanden und konnten Zeugnis ablegen von dem, was der Herr durch ihn ausgerichtet hatte, zum Beispiel der treue Freund Präsident Hegel und die treue Freundin, die Mutter der Armen und Kranken, Frau von Walsleben. Viele von den Superintendenten und Geistlichen seiner Generaldiözese umstanden ihn bewegten Herzens und dankten ihm für die immer gleiche Liebe, die sie von ihm erfahren hatten, und aus der Nähe und Ferne flossen die Gaben zu einer reichen Jubiläumstiftung zusammen, welche seitdem seinen Namen trägt und für bedürftige junge Theologen und Pastorenwitwen der Neumark sich segensreich bewiesen hat. Er selbst aber, der Jubilar, stand inmitten der Ehren, die ihm dargebracht wurden, und umgeben von den lebendigen Beweisen des Segens, den der Herr auf seine Arbeit gelegt hatte, mit dem Bekenntnis Jakobs: „Herr, ich bin viel zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knechte getan hast“, und betete vor und mit seiner Gemeinde aus tiefster Inbrunst: Mein Gott, vergib mir alle meine Sünden um Christi willen!

Der gesegnete Zeuge des Evangeliums war auch ein gesegneter Mann in seinem Hause. Der Herr schenkte ihm die Gnade, in einem fast sechzigjährigen Ehestande mit seiner treuen Gattin verbunden zu sein, die in stiller, unermüdlicher Arbeit ihm sein Hauswesen versorgte und behaglich zu machen suchte, die Kinder beten lehrte und von früh auf an Einfachheit gewöhnte, sich auch von Herzen aller Erfolge mitfreute, die der Arbeit ihres Mannes zuteil wurden. Als ganz besondere Gnade vom Herrn pries er es immer, daß er an allen seinen Kindern soviel Freude erleben durfte, und daß keines jemals ihm tiefergehenden Kummer bereitete. Er sah seine drei Söhne im gesegneten Dienst des Herrn und seiner Kirche stehen und seine beiden Töchter an treue Geistliche verheiratet. Wenn seine Kinder und Kindeskinde, einer von ihm begründeten Familienstiftung gemäß, jedes Jahr einmal zwei Tage lang an einem schönen Orte oder in Berlin um die Eltern sich versammelten und in Liebe sich miteinander freuten, dann fühlte er sich unter ihnen besonders glücklich und erfuhr die Wahrheit des Psalmwortes: „Siehe, also wird gesegnet der Mann, der den Herrn fürchtet!“ — Es hat ihm, wie in seinem Amte, so auch in seinem Hause nicht am Kreuz gefehlt; er hat an den Särgen von sieben geliebten Kindern stehen müssen, zuletzt noch an dem Sarge seiner geliebten Lebensgefährtin. Aber auch unter dem schwersten Leid sah man ihn niemals verzagt oder fassungslos, er erlaubte selbst den Tränen nur verstohlen über seine Wangen zu fließen. Das Herz ruhte fest in der Liebe Gottes durch den Glauben an das Evangelium. Er predigte oft und gern vom Kreuz der Christen und von dem Trost der Liebe Gottes, die alles Kreuz tragen lehrt, und man spürte es an seinen Worten, daß er redete als einer, der selber in dem Kreuzesleben

zu Hause war: es ging eine verborgene Kraft von ihm aus, welche viele Kreuzträger erfahren haben.

Die Heiligen Gottes, von denen die Schrift redet, sind alle ohne Ausnahme arme Sünder, mit mancherlei Schwachheiten und Gebrechen behaftet, und sie leben alle von täglicher Gnade und Geduld Gottes. Auch Büchsel hatte seine Schwachheiten. Er konnte nach seiner uckermärkischen Eigenart in der persönlichen Begegnung schroff und in seinen Äußerungen zuweilen recht derb sein, so daß diejenigen, die ihn nicht näher kannten, sich verletzt fühlten. Er war kein Mann der Formen und gesellschaftlichen Rücksichten. Besonders wo ihm die Selbstgerechtigkeit und Selbstgefälligkeit entgegentraten oder ein süßliches, sentimentales Christentum oder eine äußere Vielgeschäftigkeit für Gottes Reich, der es an der inneren Sammlung mangelte, fühlte er sich leicht bei seiner humoristischen Ader zu einem scharfen Urteil herausgefordert, das nicht gerade vorsichtig die Sache von der Person unterschied. Er hatte auch seine Sympathien und Antipathien, welche, ohne daß er es wollte, manchmal seine Unparteilichkeit beeinflussen konnten. Je größer er nach seinen persönlichen Erfahrungen von einem geordneten kirchlichen Organismus im Kleinen und Großen dachte, desto weniger konnte er sich in die Versuche und Arbeiten hineinfinden, welche von christlichen Männern und Frauen in großen Städten neben der geordneten kirchlichen Tätigkeit zur Wiedergewinnung der Abgefallenen und kirchlich Verwahrlosten und zur Zusammenfassung der Erweckten gemacht wurden. Es war gewiß eine Schwachheit, wenn er in seinem Alter, nicht mehr unmittelbar von dem entsetzlichen religiösen und sittlichen Elend der Massen berührt, die weitverzweigte Arbeit freiwilliger Diakonie in Berlin unterschätzte.

Für diejenigen, welche Büchsel kannten, traten seine Härten und Schroffheiten immer wieder hinter die von der Kraft Gottes getragene Persönlichkeit zurück, und er blieb ihnen der Gegenstand einer Liebe, Anhänglichkeit und Verehrung, wie sie in ähnlichem Maße nur wenigen Zeugen des Evangeliums beschieden ist. Büchsel kannte auch das menschliche Herz, dies trotzige und verzagte Ding, viel zu gut, als daß er nicht auch selbst gelernt hätte, wo für ihn die Versuchung lag. Er urteilte nicht nur über andere, er richtete auch sich selbst. Wenn er gegen den alten Menschen predigte, so predigte er auch seiner eigenen Person. Wenn er oft in beweglichen Worten vor den Zungensünden warnte, so kannte er die Versuchung dazu aus eigener Erfahrung. Wenn er seine Amtsbrüder so oft bat, auf die Unterlassungssünden im Amte recht aufmerksam zu sein, so dachte er selbst an die seinigen, und noch unter seinen letzten Aufzeichnungen finden sich Bitten und Mahnungen an seine Söhne, die Unterlassungssünden recht zu erkennen, mit dem Bekenntnis verbunden, daß er selbst, wenn er noch einmal jung wäre, vieles anders und besser angreifen wollte. So stand er in der täglichen Buße, sein Leben in der Heiligung floß aus der täglich neu gewonnenen Gewißheit der Vergebung seiner Sünden.

Der starke Trost seines Lebens blieb auch sein Trost, als es mit ihm zum Sterben ging. Es war ein wehmütiger Anblick, den einst so gesunden und kräftigen Mann immer mehr zusammenbrechen zu sehen. Wenn er nach seiner Amtsaufgabe zu den Gottesdiensten in St. Matthäus erschien und auf seinem Kirchensitz Platz nahm, ein Bild der Hinfälligkeit und Schwäche, so ging oft eine schmerzliche Bewegung durch die Gemeinde. Der eiserne Wille, der den schwachen Leib sich immer noch dienstbar zu

machen suchte, konnte endlich die Schwachheit nicht mehr bewältigen und ergab sich darein, von treuen Händen sich stützen und führen zu lassen. Er wurde einsamer und einsamer. Wenn alte Freunde und Bekannte ihn besuchten, freute er sich herzlich und bat sie beim Abschied jedesmal, daß sie ihm ihre Liebe erhalten möchten. Die Briefe, in denen man liebevoll seiner gedachte, beantwortete er mit rührender Treue, indem er die Antworten seiner Enkelin oder seinem Begleiter in die Feder diktierte. Am 9. August 1889 überfiel ihn eine große Schwäche, so daß er sich zu Bett legen mußte. Ein leiser Schlaganfall hatte ihm die Zunge schwer gemacht. Von da an sprach er nur noch sehr wenig. Mehrere Tage lag er meist schlummernd, immer ein Bild des Friedens. Wenn er auf die Anrede seiner Kinder die Augen aufschlug und seine Umgebung erkannte, nahm er die Trostsprüche und Trostworte, die ihm zugerufen wurden, mit Begierde auf — man sah es an dem Freudenschein, der über sein Gesicht ging —, sprach auch bekannte Worte hin und wieder deutlich mit. Das letzte Wort, welches ich aus seinem Munde gehört habe, war der Schluß des Verses:

„Mach End', o Herr, mach Ende“,

den ich ihm vorgebetet hatte. Klar und deutlich wiederholte er: „zum Himmel ein“. Am 14. August hauchte er unter den Gebeten der Seinen seine Seele aus und gab sie zurück in Gottes Hände, dorthin, wo die Ueberwinder vor dem Throne Gottes stehen, und wo die Lehrer leuchten wie des Himmels Glanz.

P. Fischer

Aus den „Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen“

Das erste Amtsjahr

Es war am Sonnabend vor dem achten Sonntage nach Trinitatis, als ein junger Mann von 24 Jahren auf einem Hügel vor dem Dorfe P. stand. In einiger Entfernung saß auf einem Stein ein Knabe, der dessen wenige Sachen, einige Bücher und Wäsche, trug. Er stand und sah lange auf das vor ihm liegende große Dorf mit seinem Turm und seiner Kirche. Es sollte seine neue Heimat werden. Hinter ihm lagen drei schöne Jahre, die er auf der Universität zugebracht hatte, ja hinter ihm lag eine schöne, freundliche Jugend, ein Vaterhaus mit seiner Friedensluft und inniger, herzlicher Geschwisterliebe. Nun sollte er dem alten und schwach gewordenen Pfarrer in P. in seinem Amt helfend zur Seite stehen. Es war ein warmer Tag, ringsum lagen lauter reich gesegnete Felder, und die Schnitter waren beschäftigt, den Weizen mit seinen goldenen Aehren abzuschneiden, und arbeiteten im Schweiß ihres Angesichts. Die Sonne senkte sich. Furcht und Bangigkeit, Sehnsucht und Hoffnung kämpften in der Brust des jungen Mannes auf und nieder. Ein köstliches Amt nennt die Schrift das Pfarramt, aber wie schwer ist es doch zugleich! Das Leben des Menschen ist eben doch nur köstlich, wenn es Mühe und Arbeit ist. Die Menschen, die unter den Dächern des Dorfes wohnten, sollten sein Arbeitsfeld werden, und dem Herrn der Kirche sollte er verantwortlich sein bei seiner Arbeit. Das Herz ward ihm so schwer, daß er es nicht mehr tragen konnte. Er schickte den Knaben voran, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß er unbemerkt bei dem Steine niederknien konnte, schüttete er dem Herrn sein Herz aus im stillen Gebet. Hier fühlte er etwas von dem, das St. Paulus sagt, wenn er von dem redet, der uns vertritt mit unausgesprochenen Seufzern.

Kurz vor dem Dorfe hatte er den Knaben wieder eingeholt. Der erste Bewohner des Dorfes, dem er die Hand reichen konnte, war ein Kind von sieben Jahren. Gern hätte er es an sein Herz gedrückt, auch leiblich, wie er es im Geiste tat. Auf dem Pfarrhofe kam ihm der Pastor entgegen, freundlich und auch wohl liebevoll. Sein Zimmer ward ihm angewiesen mit der Aussicht nach dem Kirchhofe und seinen Gräbern. Bald kam der alte Küster, um die

Lieder zu holen, die morgen gesungen werden sollten, und es tat dem Fremdlinge sehr wohl, als der Alte in herzlicher Weise seine Wünsche aussprach, die aber auch zugleich eine Ermahnung enthielten, indem er hinzufügte: „Dem Demütigen gibt Gott Gnade“. Er wurde mit herzlichem Dank und mit der Bitte um Liebe und Beistand entlassen. Sehr früh trat im Pfarrhause die nächtliche Ruhe ein. Die Erntearbeit hat alle ermüdet. Der Prediger führte eine ziemlich große Landwirtschaft. Dem Pfarrgehilfen war es noch nicht möglich, an den Schlaf zu denken. Leise öffnete er die Tür des Pfarrhauses, und wenige Schritte führten ihn auf den Kirchhof, von dem aus er das ganze große, schöne Dorf übersehen konnte. Auf der entgegengesetzten Seite stand der Mond mit seinem vollen Lichte. Von dem Grabstein aus, unter dem ein früherer Geistlicher lag, konnte man die Kanzel im Mondlichte deutlich sehen. Das ganze Dorf schien zu schlafen; nur aus einer Hütte schien durch trübe Fenster ein mattes Licht. „Morgen wirst du dort auf jener Kanzel stehen, und die Einwohner des Dorfes werden vor dir sitzen; wirst du die Schlafenden aufwecken?“ Diese Frage zog die Knie in den Staub. Das erste Abendgebet war innig und brünstig.

Am andern Morgen war ich früh auf. Die sorgfältig ausgearbeitete Predigt wurde noch einmal und noch einmal dem Gedächtnis eingepägt. Gegen 7 Uhr kam der alte Küster gar stattlich auf den Pfarrhof geritten, um mich nach dem Filialdorfe abzuholen. Des Predigers alter Knecht, der fast dreißig Jahre bei ihm gedient hatte und der Wirtschaft vorstand, führte das Pferd für mich aus dem Stalle. So ritten wir beide durch das lange Dorf, und es tat mir wohl, daß der Küster von alt und jung freundlich begrüßt wurde. Er nahm aber vor niemand seine Mütze ab, sondern dankte nur mit einer Bewegung seiner rechten Hand und ermahnte mich, die Leute nicht zu verwöhnen, als er sah, daß ich meine Mütze abnahm. Nach einer guten halben Stunde lag das Filial (die Tochtergemeinde) vor uns. Der Lehrer, ein Mann in den besten Jahren, nahm mir mein Pferd ab und führte es in den Stall. Der Küster ging gleich in die Kirche, zog die Glocken und schrieb die Lieder an. Der Kirchhof war wüst, die Kirche unreinlich, und von der ganzen großen Gemeinde kamen vier Männer zum Gottesdienst, kein Kind und kein Weib. Auch der Lehrer, bei dem wir die Pferde unterbrachten, war so mit häuslichen Arbeiten beschäftigt, daß er gar nicht daran zu denken schien, in die Kirche zu gehen. „Ein Altargebet wird hier nicht gehalten“, hatte mir der alte Küster gesagt; ich ging daher, nachdem er einige Verse

fast ganz allein gesungen hatte, auf die Kanzel und hielt meine Predigt. Für den alten Menschen war das eine harte Demütigung. Nicht einmal die Neugierde hatte die Leute in die Kirche gebracht. Meine Predigt war für solchen Fall nicht berechnet; ich mußte vieles auslassen und hatte daher in ängstlicher Weise gesprochen. Das war der Anfang. Ich fühlte mich sehr unglücklich. Schweigend ritt ich neben meinem alten Küster, der mir erzählte, daß er oft mit dem Pastor zurückgekehrt sei, ohne den Gottesdienst abzuhalten, weil keiner gekommen sei.

Im Mutterdorfe sollte die Kirche um 10 Uhr anfangen. Mein Begleiter war sehr erfreut, als wir durch das Dorf ritten, zu bemerken, daß vor den Häusern sich schon mehrere sehen ließen, die sich rüsteten, zur Kirche zu gehen. Im Pfarrhause selber wurde Wäsche gehalten, und die Mägde waren beschäftigt, die Wäsche auf die Leinen zum Trocknen zu hängen. Bald läutete es zusammen. Mit gebeugtem Herzen ging ich zur Kirche; der alte Pastor begleitete mich. Es waren nur wenige Menschen versammelt. Als ich auf die Kanzel gegangen war und eben anfangen wollte zu sprechen, bemerkte ein Bauernsohn auf dem höher gelegenen Chore, daß ich das Konzept vor mir liegen hatte, und sagte ziemlich laut: „O, er liest.“ Ich legte das Konzept weg und hielt meine Predigt über die falschen Propheten, aber die meisten Leute schliefen sehr bald ein, und nur wenige bestanden den Kampf mit dem Schläfe insoweit, daß sie nicht gerade den Kopf fallen ließen. Bei Tische erzählte der Prediger seiner Tochter, es wären viele Menschen in der Kirche gewesen und etliche darunter, die schon lange nicht mehr sich hätten sehen lassen. Bei der Gelegenheit wurden Schanden und Sünden erwähnt, so daß mir das Herz immer mehr entfiel. Ich ging in mein Zimmer, setzte mich auf einen der zwei Stühle, die ich hatte, und weinte. Gegen Abend sah ich mich auf dem Felde um und dachte viel nach, was zu tun sei. Es war mir sehr leid, daß ich Theologie studiert hatte. Jeder andere Stand schien mir viel besser als der eines Predigers. Zum Gebet fehlte mir heute der Glaube. Es war sehr finster in meiner Seele.

Am Montag war ich früh auf, weil ich die Ruhe zum Schläfe nicht fand. Zuerst las ich das Evangelium des folgenden Sonntags und dachte mit Sorgen an die nächste Predigt. Vom Fenster aus sah ich, wie die Kinder schon gegen 6 Uhr zur Schule gingen, und das Verlangen, den alten Küster zu sehen und zu sprechen, trieb mich auch an, die Schule zu besuchen. In der großen Schulstube waren mehr als 100 Kinder versammelt, die in großer Stille

jedes auf seinem Platze saßen. Der Lehrer und seine bejahrte Frau hielten sie zur Ruhe und Ordnung an. Es schlug 6 Uhr von dem nahen Turm, da hieß es: „Stehet auf zum Gebet!“ Mit gewaltiger Stimme sangen oder schrien die Kinder einige Verse aus dem Liede: „Gott des Himmels und der Erden“; dann fing der erste Knabe an und sprach mit großer Hast gedankenlos das Luthersche Morgengebet, der folgende ein anderes usw. Darauf wurden die fünf Hauptstücke des lutherischen Katechismus in derselben Weise mit einer Fertigkeit und Sicherheit hergesagt, daß die einzelnen Teile wie ein Lauffeuer von einem Schüler zum andern forteilten; alle aber rührten die Lippen, zum Zeichen, daß sie mitsprachen. Während des Schreibunterrichts redete ich einige Kinder an, aber eine Antwort erhielt ich von keinem. Es war, als verstanden sie meine Sprache nicht. Der Lehrer ließ unterdessen die kleineren Kinder lesen und buchstabieren in der sogenannten Hahnfibel. Er saß auf einem großen Stuhle, und ich sah nur, daß er hier und da ein Kind schlug oder doch mit sehr derben Worten ausschalt. Um 8 Uhr war die Schule aus. Gesang, Gebet und Katechismus-Aufsagen wiederholten sich wie zu Anfang, nachdem für die Woche ein Spruch und einige Verse aufgegeben waren und jeder sehr ernst mit Strafen bedroht war, falls er die Aufgaben zum Sonnabend nicht gelernt haben würde. Die kleineren Kinder erhielten kürzere Sprüche und Lieder mit der Weisung, sie sich von den Müttern so lange vorsagen zu lassen, bis sie sie auswendig wüßten. Ich war dann mit dem Lehrer allein und hätte gern gesehen, daß er von meiner gestrigen Predigt ein Wort gesagt hätte, aber er ließ sich nicht dazu bringen. Als ich durch das Dorf ging, sahen mich einige Kinder freundlich an; sowie ich mich ihnen aber näherte und ihnen die Hand hinhielt, liefen sie davon. Die erwachsenen Leute grüßten zwar, hatten aber offenbar keine Zeit, mit mir zu sprechen.

Ohne klar zu wissen, weshalb, ging ich am folgenden Tage wieder in die Schule, und als der Lehrer am Schluß ankündigte, daß er morgen zur Stadt müsse, und daß deshalb die Schule ausfallen werde, erbot ich mich, für ihn die Schule zu halten. Er sah mich zweifelhaft und die Kinder neugierig an; nach einigem Zögern aber bestellte er die Kinder unter den stärksten Bedrohungen, daß er die strafen werde, die in seiner Abwesenheit sich schlecht betragen würden.

Am Mittwochfrüh war ich der erste in der Schule. Der Knabe, der mir zuerst bei meiner Ankunft am Sonnabend begegnet war, war einer der ersten; ich fragte ihn nach

seinem Namen. Er schien sich zwar sehr zu wundern, daß ich nicht wisse, wie er heiße, sagte aber doch seinen Vornamen. Ich hielt die Schule in der Weise, wie ich es in den Tagen zuvor gesehen hatte.

Den ersten Eingang in die Häuser eröffnete mir die Schule. Ein Knabe, den ich sonst immer in der Schule gesehen hatte, fehlte, und ich erfuhr, daß er krank sei. Es schien mir natürlich zu sein, daß ich ihn besuchte. Die Eltern waren sehr verwundert, daß ich nach dem Kinde fragte. Er war sehr krank, und ich ermahnte das Kind und die Eltern zum Gebet, hatte aber selbst nicht den Mut, mit ihnen zu beten. — Sehr bald fand ich diese und jene Veranlassung, besonders wegen des Schulbesuches, in die Häuser zu gehen. Der alte Küster war mit mir sehr zufrieden und fand, daß sich der Schulbesuch sehr bessere. Die Kinder fingen auch nach und nach an, mich freundlicher anzusehen, wenn ich durch das Dorf ging, und etliche reichten mir sogar die Hand zum Gruß. Es war auch offenbar, daß die Eltern mir geneigt wurden, da sie sahen, daß ich mich um ihre Kinder bekümmerte. In der Muttergemeinde nahm der Kirchenbesuch zu; aber die Gesichter blieben kalt und schläfrig während des Gottesdienstes.

Sehr viel Mühe und Not machte mir die Ausarbeitung der Predigt. Schon am Sonntagabend fing die Angst und Arbeit für den folgenden Sonntag an und begleitete mich durch die ganze Woche auf allen meinen Wegen. Alle anderen Menschen hatten doch einen Tag, an dem sie ruhen konnten; für mich aber gab es keinen. In den ersten Tagen der Woche schrieb ich viel, sehr viel, strich aus und verbesserte täglich daran. Am Freitag wurde der ganze Tag dazu gebraucht, die Reinschrift zu machen, und am Sonnabend auswendiggelernt; aber langweilig und trocken blieb das Ganze, machte wenigstens keinen Eindruck auf die Gemeinde.

An einem Sonntage hatte ich das Thema: Auf den bösen Tag folgt der gute; denn erst die Buße, dann der Glaube, erst der Kampf, dann der Sieg, erst das Kreuz, dann die Krone. Es schien mir, als ob die Leute etwas aufmerksamer waren als sonst; aber kaum hatte ich das letzte Wort gesprochen, da erhob sich der alte Pastor, ging an den Altar und hob an: „Aus dem Munde eines jungen und unerfahrenen Menschen habt ihr gehört, daß auf den bösen Tag der gute folgt; ich aber sage euch: Auf den guten Tag folgt der böse, denn auf die Jugend folgt das Alter, auf das Leben der Tod, auf die Freude das Leid.“ Er schilderte mit lebendigen Farben und so ganz aus dem Leben genommener Wahrheit das Elend des armen Men-

schen, daß die Gemeinde in große Bewegung gesetzt wurde und die Frauen laut weinten. Wenn ich mich auch sehr verletzt fühlte, weil meine ganze Predigt, die saure Arbeit einer ganzen Woche, vernichtet war, so sah ich doch, daß es möglich war, an die Leute heranzukommen. Der alte Küster sagte: „Das ist das Futter, das sie gern mögen.“ Von dem Evangelium und dem rechten Trost war gar nicht die Rede gewesen. Mit einem Leichenzuge und dem Grabe schloß die Ansprache; von dem Leben droben war kein Wort zu hören.

Es folgte für mich eine schwere, traurige Woche. Des Morgens ging ich zwar wie immer in die Schule, aber die künftige Predigt lag mir wie eine Zentnerlast auf der Seele. Auf meinen einsamen Wegen kam ich oft an einen See. Ich stand am Ufer und sah auf den stillen und klaren Spiegel des Wassers, aber in mir selber war kein Friede. Da kam ein Mann mit einem Netze gegangen; ich fragte ihn, ob er Fische gefangen habe; er sagte verdrießlich: „Nein; es gibt sonst hier so viele Fische, aber ich verstehe es noch nicht recht.“ Ich verstehe es noch nicht recht, wiederholte mir eine innere Stimme auf dem ganzen Heimwege. An Fleiß und gutem Willen hatte ich es doch nicht fehlen lassen; aber das Gefühl, daß ich es nicht recht verstehe, hatte ich so bestimmt und lebendig, daß ich es nicht loswerden konnte. Homiletik hatte ich fleißig studiert, so daß ich bei der Prüfung auch in der Hinsicht gelobt worden war. Rationalist war ich eigentlich nie gewesen. Meine Mutter hatte eine pietistische Richtung gehabt, und mein Vater war ein orthodoxer Pastor. Von Jugend auf hatte ich einen unbedingten Respekt vor dem Worte Gottes gehabt. Der selige Neander war auf der Universität mein Hauptlehrer gewesen. Die Dogmatik hatte ich wohl inne, und der alte Pastor sagte, ich hätte eine mittelalterliche Theologie. Es entwickelte sich in mir immer mehr und mehr die Besorgnis, ob ich wirklich zum Pastor berufen oder befähigt sei. Dazu war ich fest entschlossen, lieber mein Brot mit der Hände Arbeit zu verdienen, als ein Pastor zu werden, wie es viele gab, die von der Pfründe lebten und in der Gemeinde nichts ausrichteten. In meiner Herzensangst schrieb ich an meinen Vater, erhielt aber wie gewöhnlich eine sehr lakonische Antwort, die diesmal lautete: „Mein Sohn, es freut mich, aus Deinem Briefe zu sehen, daß Du auf dem rechten Wege bist. Die Eitelkeit muß erst gebrochen werden.“ Die Eitelkeit, an die hatte ich noch gar nicht gedacht. Es gelang mir aber sehr bald, mir selber das Geständnis zu machen, daß ich bei der Predigt eigentlich mehr meinen

Ruhm suchte als die Ehre Gottes und die Seelen der Gemeinde. Die Vorstellung von ihrer gänzlichen Unkirchlichkeit hatte ich mitgebracht, daneben aber auch die Meinung, daß ich der Mann sei, sie wieder der Kirche zuzuführen. Das erste war freilich wahr, aber das zweite ganz falsch; denn wenn das Wort Gottes auch eine Kraft ist, selig zu machen, so kommt es doch darauf an, daß die Kraft nicht gehemmt werde durch die Sünden des Predigers. Die Eitelkeit des alten Menschen ist immer schwer zu besiegen, am schwersten aber für den, der das Wort Gottes verkündigt.

Schon auf der Universität habe ich täglich die deutsche Bibel gelesen; jetzt sah ich mir die großen Propheten und Apostel, die der Herr in seinem Dienst gebraucht hat, näher an, und sehr bald erkannte ich, wie sie eben darum tüchtig und geschickt waren, mit solchen Erfolgen das Werk des Herrn zu treiben, weil sie gereinigte und geläuterte Organe des Heiligen Geistes waren. Besonders trat mir das in dem Leben des Apostels Petrus entgegen. Zuerst führte ihn der Herr dahin, daß er seine Sünde bekennen und sprechen mußte: „Ich bin ein sündiger Mensch“, dann nötigte er ihn, Zeugnis von seinem Glauben abzulegen, daß Jesus Christus sei der Sohn des lebendigen Gottes, und endlich fragte er ihn nach seiner Liebe. Was ist aber die Liebe anders als die Verleugnung seiner selbst und die gänzliche Hingabe an ihn und seinen Dienst? — Ich hatte keinen Menschen, dem ich meine Not klagen, keinen, von dem ich wußte, daß er mich verstehen und trösten könnte. Mein eigener Gnadenstand war mir sehr ungewiß; ich suchte die Buße des Petrus und quälte mich ab mit der Erinnerung an allerlei Sünden, die ich begangen hatte, und plagte mich mit dem Gedanken, daß mein Glaube ein toter Glaube sei, weil ich so sehr arm sei an allerlei inneren Erfahrungen, die andere Christen gemacht haben. Im Hintergrund meiner Seele lag noch immer der Gedanke, daß ich vor groben Sünden bewahrt geblieben sei, daß ich doch auch die Uebungen der Frömmigkeit eigentlich nie ganz versäumt hätte und darum nicht ganz verwerflich sein könnte; Christi Blut und Gerechtigkeit war nicht mein einziger und alleiniger Trost. Das Verhältnis zwischen Rechtfertigung und Heiligung war mir vollständig unklar. Die Früchte des Glaubens wollte ich genießen, aber den Glauben selber nicht suchen. Ich wollte selber Buße tun, wollte aus eigenen Kräften glauben und den Herrn lieben ohne seine Hilfe; daß aber dies alles allein durch den Heiligen Geist gewirkt und nur durch das Gebet erlangt werden könne, war mir durchaus unklar.

So sollte ich andere die Wege des Heils lehren und kannte sie selber nicht. Auf die rechte Spur brachte mich der kleine Katechismus Luthers, und zwar die herrliche Erklärung des dritten Artikels: „Ich glaube, daß ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesum Christum, meinen Herrn, glauben oder zu ihm kommen kann.“ Der alte Küster, der sich mit eigentlichen Erklärungen nicht abgab, ließ dazu den Spruch lernen, in dem der Herr sagt, daß der himmlische Vater den Heiligen Geist denen geben wolle, die ihn darum bitten. Ich fing an und bat um den Heiligen Geist, daß er in mir möchte lebendige Buße und lebendigen Glauben wirken. Sehr bald erfuhr ich, daß es ein großer Unterschied sei, über sich und seine Sünden zu reflektieren oder von dem Heiligen Geiste über sich und seinen Seelenzustand erleuchtet zu werden. Nach und nach hörte das Gebet auf, eine Pflicht zu sein, und wurde ein wirkliches Bedürfnis meines Herzens. Das Wort Gottes, das ich in der letzten Zeit nur immer mit dem Gedanken an die Predigt gelesen, dabei ich mehr an die Gemeinde als an mich gedacht hatte, fing an, mit seinen Drohungen und Tröstungen mein eigen Herz zu treffen. Die Liebe und Gnade Gottes standen oft in solcher Größe und Macht vor meiner Seele, daß das eitle und hoffärtige Herz gern sich hätte verbergen und entfliehen mögen und doch wieder gern bleiben und genesen wollte. Besonders war es das Leiden des Herrn, das mich mit Gewalt anzog. Ich hatte schon immer geglaubt, daß sein Kreuz das Heil der Welt enthalte, aber ich hatte es immer nur noch in der Ferne gesehen und wie in Nebel und Dunkel gehüllt; jetzt sah ich es wohl öfter wie im Lichte der aufgehenden Sonne, aber ich blieb in der Ferne stehen und hatte nicht den Mut, heranzutreten, weil ich immer noch in dem Wahn gefangen war, daß ich so, wie ich sei, nicht näher treten dürfe; nach und nach wollte ich würdiger werden und mich würdiger machen, den ganzen und vollen Trost mir anzueignen. Wie einfach ist doch die Heilslehre, und wie schwer ist es doch, daß man im Leben sie annehme und befolge!

Die Not und Angst bei der Ausarbeitung der Predigt blieb dieselbe. Ich hatte zwar angefangen, vor der Meditation über den Text und auch vor dem Schreiben zu beten und auch wohl die Knie zu beugen, aber die Kirchen blieben leer, und die wenigen, die da kamen, kämpften viel und oft vergeblich mit dem Schlaf. Das einzige, was besser wurde, war der Schulbesuch; der alte Küster sah es gern, daß ich täglich kam, und er gebrauchte mich besonders, um durch Unterhandlungen mit den Eltern ihm die

Kinder in die Schule zu bringen. Nach und nach faßte er auch Vertrauen zu mir, und wenn er nicht ganz wohl war oder andere Geschäfte hatte, überließ er mir die ganze Schule.

Sehr traurig sah es aber in dem Filialdorfe aus. Oefters mußte ich am Sonntag mit dem alten Küster lange warten, ehe sich so viele oder vielmehr so wenig Menschen versammelten, daß der Gottesdienst anfangen konnte. Wenn im Filial Frühgottesdienst stattfand, kamen gar keine Frauen oder Mädchen, obgleich das Dorf doch so sehr groß war. Die Schule ward sehr schlecht besucht; der Lehrer war ein ganz unfähiger, in irdische Sorgen vollständig versunkener, sonst aber ehrbarer und ordentlicher Mann. Auffallend war es mir, daß sich seit einigen Sonntagen ein Bauer, den ich sonst nie gesehen hatte, regelmäßig einfand; aber ganz rücksichtslos setzte er sich, sowie er in seine Bank getreten war, zum Schlafen zurecht und schnarchte so laut, daß er sogar schon beim Gesang zu hören war. Ein Knabe, den ich öfters gelegentlich angeredet hatte, der ein freies, fröhliches Aussehen hatte, pflegte nicht weit von jenem Bauer in der leeren Kirche sich einzufinden. Ich sprach mit ihm und bewog ihn, sich unmittelbar hinter den Schnarcher zu setzen und ihn von hinten öfters anzustoßen. Anfangs wollte der Junge nicht darauf eingehen; als ich ihm aber einen Groschen versprach, tat er, wie ich ihm gesagt hatte. Während des ganzen Gottesdienstes sah ich den Kampf zwischen dem Bauern und dem Knaben, und mein Blick ermunterte den Jungen immer wieder, seinen Nachbarn zu beunruhigen. Am folgenden Sonntag sah ich den Bauern wiederkommen, als ich bei dem Lehrer am Fenster stand; aber mein Junge kam auch. Ich forderte ihn auf, sein Werk wieder zu treiben wie am vorigen Sonntage, aber der Junge wollte nicht; und als ich ihm wieder einen Groschen hinhielt, sagte er mir heimlich, der Bauer habe ihm zwei Groschen gegeben unter der Bedingung, daß er ihn nicht störe. Als der Gottesdienst zu Ende war, während dessen der Bauer ganz ungehindert geschlafen hatte, vom Anfang bis zum Ende, redete ich ihn auf dem Kirchhof an und fragte ihn, weshalb er denn eigentlich zur Kirche komme. Da antwortete er ganz unbefangen und sagte: „Zu Hause setzen einem die Fliegen so viel zu, daß man nicht zur Ruhe kommt, in der Kirche dagegen ist es so schön kühl; im Winter gehe ich auch nicht in die Kirche.“ Ich war über diese Antwort so erstaunt, daß ich nicht zu antworten wußte; die Hoffnung, an die Gemeinde heranzukommen, war sehr, fast ganz geschwunden.

Im Mutterdorf hatte der Besuch der Schule und der Umgang mit den Kindern mir hin und wieder die Leute geneigt gemacht, und der Küster wie auch der Pastor sagten, der Kirchenbesuch habe sich gebessert, obgleich er noch immer höchst mittelmäßig war; aber auf dem Filial ließ sich das, wie ich meinte, nicht durchführen. Zunächst legte ich es mir als Pflicht auf, wöchentlich einmal die Schule im Filial zu besuchen; aber sehr bald überzeugte ich mich, daß die Schule so schlecht besucht wurde, daß sie kaum noch eine Schule war. Wie sollte ich es anfangen? Etwa an den Superintendenten oder Landrat schreiben und klagen? Das hatte mein alter Vater mir so entschieden und bestimmt verboten und mir wiederholt beteuert, daß das gar nichts weiter helfe, als daß die Gemeinde dadurch verbittert werde. Aus demselben Grunde hatte ich auch dazu geschwiegen, wenn ich am Sonntage, des Vormittags schon, fast die ganze Gemeinde auf dem Felde arbeiten sah. Der alte Küster schimpfte laut, ich aber trauerte innerlich und war ratlos. Klagen sollte ich nicht bei der Obrigkeit, und zu den Leuten herankommen konnte ich auch nicht, weil sie eben nicht in die Kirche kamen. Im ganzen großen Dorfe waren etwa vier Bauern, die fast regelmäßig den Gottesdienst besuchten. Ich entschloß mich, zu diesen in ihre Wohnungen zu gehen. Der erste, zu dem ich kam, war über mein Kommen sehr befremdet, und ich war sehr verlegen, so daß ich ziemlich kurz abgefertigt wurde und sehr unbefriedigt davonging. Der zweite war gerade sehr beschäftigt, und ich konnte es ihm bald anfühlen, daß es ihm am liebsten sei, wenn ich ginge. Der dritte, ein Altsitzer, der Soldat gewesen war und zu denen gehörte, von denen gewöhnlich gesagt wurde, sie hätten die Franzosen im Jahre 1806 geholt und 1813 und 14 wieder aus dem Lande getrieben, und der deshalb des Sonntags das Eiserne Kreuz trug, saß in seinem Hinterstübchen und war offenbar sehr neugierig zu wissen, was ich eigentlich von ihm wolle. Als ich über den schlechten Kirchenbesuch klagte, sagte er, das Kirchengehen sei hier ganz aus der Mode gekommen; und als ich fragte, ob wohl in den Häusern noch etliche alte Predigten oder die Bibel läsen, sagte er: Das ist hier schon lange nicht mehr Mode. Auch auf die Frage nach dem Tischgebet gab er dieselbe Antwort: Das ist hier nicht mehr Mode. Er selber war alt und war in dem Dorfe geboren; ich fragte daher, ob es denn früher hier Mode gewesen sei. So gleichgültig und über das Maß hinaus gleichgültig der Mann so lange gewesen war, so schien er nun doch viel lebendiger zu werden, und er hob an zu beschreiben, wie sein Großvater und Vater auf

demselben Hofe im vorigen Jahrhundert gelebt hätten. Ich seufzte dabei; er aber sagte: Das ist jetzt alles aus der Mode gekommen, und ich mußte mich vollständig überzeugen, daß in den Augen dieses Mannes die Kirche und Gottes Wort eine Modesache sei wie alle anderen Dinge in der Welt. Gelegentlich aber erwähnte er eine alte Witwe, die noch nach der alten Mode lebe und in dem einsam gelegenen Hause am Ende des Dorfes wohne, aber nicht die Kirche besuchen könne, weil sie sehr lahm sei.

Meine ersten Besuche waren trostlos ausgefallen; ich war ratloser als je und konnte nur an unsern Gott appellieren, ob er etwa helfen wolle, und er tat es sehr bald. Ich wurde zu der alten Witwe gerufen, um ihr das heilige Abendmahl zu reichen, weil sie dem Tode nahe sei. Zum ersten Male sollte ich eine Sterbende zum Abschied aus der Welt vorbereiten. Mit Beklommenheit und Angst betrat ich das Haus. Mein alter Küster hatte die Frau auf dem Wege gelobt, was er sehr selten tat, und auch gesagt, sie sei im ganzen Filial die einzige Frau, die, soviel er wisse, Gott fürchte. Die Alte lag in einem ärmlichen Zimmer, das aber doch reinlich war; vier Töchter und ein Sohn standen um das Bett und weinten. Ich fragte, ob sie mich allein sprechen wolle, und ob sie noch etwas auf dem Herzen habe. Sie antwortete: „Nein. Was ich auf dem Herzen habe, habe ich bereits mit dem Herrn Jesus abgemacht; ich will nur noch seinen Leib essen und sein Blut trinken zur Vergebung der Sünden.“ Auf meine weitere Frage, ob sie auch etwa mit jemand in Feindschaft lebe, sagte sie: „Nein, ich habe alles vergeben.“ Dabei fingen die Kinder an, heftiger zu weinen, und als ich zu erforschen suchte, was dazu die Veranlassung sei, erfuhr ich, daß die Alte noch einen Sohn habe mit Namen Christian, der auf einem benachbarten Dorfe als Pferdeknecht diene. Dieser habe von seinem wöchentlichen Brot (das 16 Pfund wiegen muß) der Mutter regelmäßig einige Pfund abgegeben, aber seit einiger Zeit ein Verhältnis mit einem unordentlichen Mädchen angeknüpft und seitdem seine Hand von der Mutter zurückgezogen; ja, als sie ihm deshalb Vorwürfe gemacht, habe er sich soweit vergessen, daß er sogar die eigene Mutter mit der Faust gestoßen habe. Als ich darauf noch einmal feierlich fragte, ob sie auch Christian alles vergeben habe, sagte sie: „Wie kann eine Mutter anders als vergeben; aber ich weiß auch, daß Gott es ihm vergeben wird.“ Das letzte sagte sie mit großer Zuversicht, und als ich sie fragte, wie sie das wissen könne, erwiderte sie: „Ach, Herr Prediger, an wem soviel Gebetstränen kleben wie an dem, der kann nicht ver-

lorengehen." Sie empfing darauf das heilige Abendmahl, und auf ihrem alten, aber schönen Angesicht lag ein Friede, nach dem sich meine Seele sehnte. Das Schlußgebet hielt ich kniend und betete auch für Christian.

Ich ritt mit meinem alten Küster zurück und wiederholte mir unterwegs die Worte: „Wenn an einem Menschen Gebetstränen kleben, so kann er nicht verlorengehen.“ Das wußte ich gewiß, daß an mir und meinen Geschwistern Gebetstränen klebten; denn meine selige Mutter war eine fromme Frau gewesen. — Sehr bald darauf war die Witwe gestorben, und der Tag des Begräbnisses kam. Die Leiche stand auf dem Hausflur, die Wohnstube war überfüllt von Leuten, die aßen und Branntwein tranken. Um den Sarg standen die sechs Kinder, also auch Christian, der aber keine Träne weinte, sondern mit toten und gläsernen Augen das Gesicht der Mutter anstierte. Vor der Tür war die Schule versammelt: der Küster sang, las die Leichenlektion aus dem Thessalonicherbriefe und sang dann noch ein Lied. Aber das Essen und Branntweintrinken in der Stube wurde nicht unterbrochen. Nun setzte sich der Zug in Bewegung. Christian ging neben mir hinter dem Sarge; aber kein Wort kam aus seinem Munde, er sang auch nicht mit, obgleich er das Gesangbuch in den Händen hatte. Auf dem Kirchhofe angelangt, stimmte der Küster das Lied an: „Nun laßt uns den Leib begraben“; der Sarg wurde in die Gruft gesenkt und der hohl schnurrende Strick unter dem Sarge weggezogen. Ich stand neben dem Küster und hörte plötzlich einen dumpfen Ton und ein lautes Schreien der ganzen Versammlung. Als ich hinblickte, sah ich Christian unten auf dem Sarge liegen und hörte, wie er mit durchdringender Stimme rief: „Meine Mutter verklagt mich bei Gott, meine Mutter verklagt mich bei Gott!“ Einige junge Männer stiegen hinab und holten ihn herauf, er konnte aber nicht stehen, sondern taumelte hin und her. Nachdem ich die Ansprache in der Kirche gehalten hatte, die freilich nicht auf den erschütternden Fall Rücksicht nahm, weil ich darauf nicht vorbereitet war, ging ich mit Christian allein ins Schulhaus und sagte ihm, daß die Mutter ihm alles vergeben habe, ihn nicht bei Gott verklage, und daß er auch einst werde selig werden, weil an ihm so viele Gebetstränen klebten. Dieser Vorfall ging wie ein Schlag durch viele Herzen, und am nächsten Sonntag waren mehr Menschen in der Kirche, besonders junge Leute, die ich bis dahin noch nie gesehen hatte. Zum erstenmal wagte ich ein wenig von dem, was ich niedergeschrieben und gelernt hatte, abzuweichen, indem ich die jungen Leute ermahnte, die

Mutter zu ehren, damit sie nicht dürften am Sarge stehen und sagen: Meine Mutter verklagt mich bei Gott, und ich sah, wie die sonst zum Verzweifeln gleichgültigen Gesichter sich bewegten.

Nach und nach gewöhnte ich mich daran, die Kirchen sonntäglich so sehr leer zu sehen, auch mußte ich zugeben, daß es doch nicht mehr ganz so arg war wie früher. Die Leute fingen an, sich allerlei von mir zu erzählen, und wenn ich auf dem Felde oder im Dorfe die einzelnen anredete, so antworteten sie doch und standen mir Rede. Was konnte es jedoch helfen, daß sie in die Kirche kamen, wenn doch alles blieb, wie es war! Wenn ich am Fenster stand und die Leute auf dem Hofe arbeiten sah, dachte ich oft mit schwerem Herzen an den Stand, den ich gewählt, und beneidete alle, die doch für ihr tägliches Brot etwas leisteten, während ich gar nichts ausrichtete. Ich suchte mich nun wohl damit zu beruhigen, daß das Reich Gottes inwendig in den Herzen der Menschen sei, und daß die Wirkungen des Wortes überhaupt unsichtbar sind, aber ich wußte doch, daß es in der alten Zeit Männer gegeben hat, die durch das Wort Gottes große Erfolge hervorgerufen haben, und daß auch jetzt wieder einzelne Pastoren also predigen konnten, daß sich wirklich etliche oder gar viele bekehrten und ein gottseliges Leben führten. Es wurde mir klar, wie es nicht allein darauf ankomme, daß die Predigt die Wahrheit enthalte, sondern, daß sie auch Wahrheit sei im Munde dessen, der sie hält. Die Orthodoxie kann gelernt werden; der lebendige Glaube aber kommt allein aus der Erfahrung. Der Herr hat seine Jünger ausgesendet, indem er sagt: Ihr werdet zeugen von mir; denn ihr seid von Anfang an bei mir gewesen. Ein Zeuge aber ist nur der, welcher aussagt, was er selbst mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört und mit seinen Händen betastet hat. Die Orthodoxie ist nichts als eine andere Form des Rationalismus, wenn sie nur angelernt ist. Ein Gefühl der Armut und Ratlosigkeit erfüllte meine Seele, und sehr gern dachte ich an das Wort des Herrn: „Selig sind, die geistlich arm sind; denn das Himmelreich ist ihr“; aber mit meinen Vorstellungen von dem Seligsein konnte ich dies schöne Wort des Herrn durchaus nicht verstehen.

Als ich einst zum Besuch bei meinem Vater war, lag wie gewöhnlich auf dem Tisch die alte Bibel mit sehr kleinem Druck und ganz gelben Blättern. Ich nahm sie wie zufällig in die Hand, und meine Augen sahen auf die vielen unterstrichenen Stellen. Ein Vers aber war mit roter, blauer und schwarzer Tinte so vielfach unterstrichen, daß er nur

noch von dem gelesen werden konnte, der ihn auswendig wußte. Die Bibel war bereits vom Großvater herab auf die Nachkommen vererbt; es mußte daher dies Wort für die Familie immer von Bedeutung gewesen sein. Es war das Wort des Apostels Paulus: „Der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen bis an den Tag Jesu Christi.“ Gern hätte ich den Vater gefragt, weshalb er diese Stelle, seinen Vätern gleich, unterstrichen habe; aber ich wagte es nicht, weil es gegen seine Weise war, über sein inneres Leben mit seinen Kindern zu sprechen. Auf dem Heimwege stand mir Pauli Wort beständig vor der Seele. Welches ist das gute Werk? Und welches ist der Anfang? Und wenn der Herr das gute Werk anfangen muß, was kann ich dafür, daß er es nicht bei mir tut? Nach längerem Zögern entschloß ich mich, am nächsten Sonntag über die Stelle zu predigen, obgleich ich sie nicht verstand. Aber wo war eine Stelle zu finden, von der ich sagen konnte, ich verstehe sie also, daß ich davon z e u g e n könnte? Nach langen Jahren steht die Predigt noch lebendig vor meiner Erinnerung. Ich hatte bei dem Vortrage die Gemeinde und die leere Kirche ganz vergessen und war mit meinem Gott ganz allein. Und wenn ich heute die Predigt ansehe, so ist sie wohl sehr unklar und verworren, sie ist aber voll von dem Sehnen und Seufzen der Kreatur nach der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Am Nachmittag, als ich mit dem alten Pastor, wie oft, Dame spielte, warnte er vor Mystizismus und Uebertreibungen. Gegen Abend begegnete ich dem Küster; er war zutraulicher und herzlicher als sonst und sagte sogar, die Predigt habe ihm gefallen. Und so schwach auch die Predigt war, und so wenig sie die Heilslehren in gesunder Weise darstellte, so war sie doch in gewissem Sinne vollständig wahr, da sie meinen inneren Zustand und meine Not aufdeckte. In der Tat aber war ich wirklich einen Schritt weiter gekommen; ich wußte, daß das gute Werk dann seinen Anfang nehme, wenn der Mensch ernstlich in Furcht und Sorgen sei, daß er verlorengelassen werde, und wenn er von Herzen darnach verlange, selig zu werden. Und darum konnte ich dann dem Guten Hirten danken, daß er das gute Werk in mir angefangen habe.

Wie man unter den Dichtern solche unterscheidet, die Gedichte m a c h e n , und solche, in denen sie g e b o r e n w e r d e n , so ist auch ein großer Unterschied zwischen den Predigten, die im Schweiß des Angesichts nach allen Regeln gemacht sind, und zwischen solchen, die aus dem inneren Leben des Predigers hervorgehen. Es ist aber eine sehr sorgenvolle Sache, wenn man die Woche über wartet

und von einem Tage zum andern wartet, daß die gesegnete Stunde kommen wolle, in der es gegeben wird, die Predigt zu empfangen. Wer aber Gnade erfahren will, muß auch die Gnadenmittel gebrauchen. Alle Predigt geht nun freilich von dem Worte Gottes aus und ist in den Perikopen gegeben, und es kommt daher nur darauf an, daß man die Woche über in dem Evangelium lebe. Das geschieht aber nicht, wenn man bei dem Studium nur an die Regeln der Homiletik und auch etwa an die Gemeinde denkt. Es ist zunächst nötig, daß sich der Prediger selber unter den Text stellt und unter Gebet und Selbstprüfung zusieht, was ihm derselbe gibt an Strafe und Trost, an Ermahnung und Nahrung für seine eigene Seele. Man wird sehr bald merken, daß, was an dem eigenen Herzen sich bewährt hat, auch das fremde Herz zu finden weiß.

Sehr bald mußte ich mich überzeugen, daß, wenn auch die Predigt lebendiger und frischer geworden war und darum auch wahrer, so doch ein Element ihr fehlte, nämlich der Eingang und Zugang bei der Gemeinde. Der Prediger muß erst die Gemeinde suchen, wo sie ist, und zu ihr herantreten, er muß da anknüpfen, wo er sie findet, und dann in aller Liebe und Demut ihr die Hand reichen und sie nötigen und mit Bitten zwingen, ein wenig das Ufer des irdischen Lebens zu verlassen und auf die Höhe zu fahren. Wie ist das aber möglich bei einer Versammlung, die so mannigfaltig zusammengesetzt ist, aus jung und alt, Kranken und Gesunden, Armen und Reichen, die so verschieden ist an Gedanken und Verhältnissen? Es sieht die Sache viel schwieriger aus, als sie wirklich ist. Paulus sagt: „Es ist hier kein Unterschied, sie sind allzumal Sünder.“ Wer einen Menschen genau und gründlich kennt, kennt damit zugleich sehr viele. Die Gedanken der Bauern sind einander alle sehr ähnlich; die Gedanken der Tagelöhner, der Frauen, der Jünglinge und der Jungfrauen sind fast überall dieselben, wenn nicht die Bildung und die Lebenswege, die sie gegangen, sehr verschieden sind. Davon kann man ferner mit Sicherheit ausgehen, daß alle unbekehrten Menschen ohne Trost, ohne Frieden und ohne Hoffnung leben, und daß sie von Sehnsucht nach besseren Zuständen erfüllt sind. Ebenso ist immer anzunehmen, daß in einer Gemeinde, in welcher der Kirchenbesuch sehr schlecht ist, die, welche das Gotteshaus besuchen, wirklich irgendein Bedürfnis haben, für welches sie in unklarer Weise Befriedigung suchen. Wenn es nun gelingt, dem einzelnen klar zu machen, was ihm fehlt, und wenn er merkt, daß der Prediger ihn besser versteht als er sich selber, dann folgt er gern und läßt

sich leiten. Seine eigene Not treibt ihn, und die Verheißung lockt ihn, und so geht er mit, bis wieder der Faden abreißt. Wie ist doch der Herr in seinen Gleichnissen ein so herrliches Muster für die Pastoren! Daraus erklärt sich auch die Erscheinung, daß die Aufmerksamkeit sofort erwacht, wenn der Pastor versteht, Erzählungen aus dem gewöhnlichen Leben in seine Predigt einzuflechten.

Das Verhältnis der einzelnen Seele zu Gott ist ein Geheimnis; aber das steht fest, daß die Barmherzigkeit und Gnade Gottes in den Lebenswegen sich offenbart, und daß Gott will, daß wir zur Erkenntnis der Sünde und des Heils in Christo sollen erweckt werden.

Zuerst meinte ich, um die Gemeinde kennenzulernen, müßte ich den Winter abwarten; aber wie ich es anfangen würde, wollte mir gar nicht klarwerden. Was sollte ich mit den Leuten reden? Wie sollte ich die Anknüpfungspunkte finden? In der Tat aber hatte ich schon den Anfang gemacht. In dem Filialdorf war die Sache freilich mit dem Hausbesuch schlecht abgelaufen, doch hätte ich viel daraus lernen können. In der Muttergemeinde war ich bereits in den meisten Häusern gewesen wegen der Kinder, die ich in ihrer Krankheit besuchte, oder die ich nötigte, in die Schule zu kommen. Der Küster sagte oft, der Schulbesuch sei seit langen Jahren nicht so gut gewesen wie jetzt. Die Hausbesuche können einen doppelten Gewinn einbringen, einmal für den, der sie empfängt, und sodann auch für den, der sie macht. Um mit den Leuten über Gottes Wort und über ihren Seelenzustand zu sprechen, dazu fehlte es mir gänzlich an Geschick und an Fähigkeiten. Es kam mir zunächst darauf an, zu erfahren, wie sie lebten, was sie sprachen, und auch zu erraten, was sie dachten. Ich wollte ihre Sorgen und ihre Not, ihre Wünsche und ihre Freuden kennen lernen. Mancher Pastor denkt, das wisse er schon, aber er weiß es nur, wie er es sich denkt, und nicht, wie es wirklich ist. Es ist etwas ganz anderes, wenn man hört, wie die Leute sich aussprechen, als wenn man sich Vorstellungen von ihrem Urteil macht. Die Aufgabe ist die, die Erlösungsbedürftigkeit in den Zuhörern zu wecken. Am besten und leichtesten läßt sich diese Aufgabe lösen, wo die Not des Lebens, der Schmerz der Krankheit, der Unfriede in der Familie oder auch die Schande, die der Sünde folgt, das Herz wund und empfänglich gemacht hat. Wenn der Herr seine Einladung an die Menschen richtet, so wendet er sich an die Mühseligen und Beladenen, und zwar an alle, nicht bloß an die, welche die Last ihrer Sünden füh-

len, sondern an alle, die eben in irgendeiner Weise beladen sind. Bei den Hausbesuchen muß man nun vorzugsweise in die Familien gehen, wo die Trübsal in irgendwelcher Gestalt eingekehrt ist, und sie wohnt wirklich in allen Häusern, in denen die Sünde wohnt ohne den Glauben des Herzens. Wie sich aber die Sünde gern verbirgt, so verheimlichen die Leute auch gern ihre Not, besonders wenn sie eine offenbare Folge der Sünde ist.

Außer diesen allgemeinen Zuständen gibt es noch besondere, die Anknüpfungspunkte darbieten. Der Altsitzer mit dem Eisernen Kreuze in dem Filial erzählte gar gern von den Freiheitskriegen, von den Schlachten und Kämpfen jener schweren Tage, die unser Vaterland groß gemacht haben, und die damals der Erinnerung noch weit näher lagen als jetzt. Sooft ich in der Einleitung zur Predigt von jener Zeit der Erhebung redete und die Kämpfe erwähnte, war seine Teilnahme lebendig, und er folgte auch gern ein wenig weiter in die Kämpfe und Siege des Geistes und des Fleisches, die widereinander sind. Ueberhaupt konnte ich bemerken, daß die, welche ich in der Woche in den Häusern besucht oder angedet hatte, am Sonntag gern zur Kirche kamen, weshalb ich auch besonders in der Predigt auf diese Rücksicht nahm und sie da suchte, wo ich sie gefunden hatte. Es bildete sich dadurch ein ganz besonderes Verhältnis des Vertrauens heraus. Der einzelne glaubte, ich rede ganz allein mit ihm, und er allein verstehe mich nur, und doch war er nur der eine von den vielen, die sich eben in derselben Lage befanden. Wer einen in der Gemeinde findet oder trifft, der findet zugleich mehrere, und die volle und ganze Wahrheit hat auch für die ein Interesse, die nicht direkt davon berührt werden.

Sehr bald hatten unter diesen Erfahrungen meine Predigten eine ganz andere Gestalt angenommen, nämlich die, daß sie immer von natürlichen, wirklich vorhandenen Zuständen ausgingen und von da aus in das Reich Gottes überzuführen suchten. Ich entsinne mich noch einer Predigt, die ihre Veranlassung darin hatte, daß ein Kind aus Furcht vor wohlverdienter Strafe in den Wald gelaufen war, am Abend von den Eltern vermißt, von ihnen und vielen Leuten ängstlich gesucht und endlich schlafend im Gebüsch gefunden wurde. Ich schilderte zuerst die Angst des Kindes und die Flucht, dann die Liebe der Eltern, die das Kind suchten, und endlich das zitternde Kind und die Freude der Eltern, da es gefunden war. Der Herr aber ist gekommen, die verlorenen Kinder und die verlorenen Eltern zu suchen und selig zu machen. Ein Feuer, das die

Mühle verzehrte, gab reichen Stoff zu allerlei Betrachtungen; auch die Arbeiten des Landmannes, Säen, Ernten, Pflügen, Eggen, Dürre und Nässe, alles, was die Leute mit Furcht und Hoffnung erfüllte, mußte dazu dienen, ihre Aufmerksamkeit rege zu machen. Auch Todesfälle und Familienergebnisse wurden oft mit Erfolg benutzt. Die Folgen wurden bald sichtbar. In der Mutterkirche ward der Besuch des Gottesdienstes ganz entschieden besser, und das Schlafen hatte fast ganz aufgehört. In der Tochtergemeinde ging es langsamer; aber es ging doch auch vorwärts. Meine Lust, mit den Leuten umzugehen, nahm sehr zu, und ganz offenbar kamen sie mir auch freundlicher entgegen. Es war freilich viel mehr von irdischen Dingen die Rede als von himmlischen, viel mehr von Aeckern und von dem lieben Vieh als vom Gebet und vom Worte Gottes; aber die Vorbereitung auf die Predigt war mir sehr wesentlich erleichtert, und wenn ich mich in der Kirche umsah, sah ich nicht mehr lauter verschlossene, tote und gleichgültige Gesichter; und mein alter Küster berichtete mir oft, daß die Leute in den Häusern sich von den Predigten gern erzählten. Immer aber kam ich wieder auf die Frage zurück: Was hilft und nützt die Predigt und alle andere Arbeit im Amte? Was hilft es, daß die Leute in die Kirche gehen, so sie sich doch nicht bekehren? Und davon war bisher noch keine Spur zu finden, und ich kannte keinen einzigen, von dem ich wußte, daß er das Heil seiner Seele wirklich mit Furcht und Zittern schaffe.

Es lebte im Dorfe ein alter, sonderbarer Mann, dessen spätgeborenen Sohn ich in der Schule kennenlernte, wo er sich vor anderen Kindern durch seinen Ernst und seine Andacht während des Gebets auszeichnete. Von dem Alten wurden allerlei Anekdoten erzählt. Einst hörte er, wie sein Nachbar, ein Bauer, mit seiner Frau in heftigem und lautem Zank war, der auch zu Tätlichkeiten überging. Er nahm eine Leiter, setzte sie an den hohen Bretterzaun, stieg hinauf und schrie mit gewaltiger Stimme: „Feuer, Feuer!“ Der Bauer stürzte mit seiner Frau zur Tür hinaus und fragte: „Wo ist Feuer?“ Der Alte antwortete: „In der Hölle für alle, die sich zanken.“ Daher sagten die Leute im Dorfe oft, wenn irgendwo Streit war zwischen den Eheleuten: „In dem Hause brennt es.“ Man erzählte mir, daß er die Geistlichen hasse und sie Füchse und Säue nenne, die den Weinberg verwüsteten, und daß er nie in die Kirche gehe. Er ernährte sich dadurch, daß er Strohdächer anfertigte und ausbesserte, und war daher selten zu Hause. An einem Sonntagnachmittag ging ich zu ihm. Er sang gerade mit seinem Sohn ein Lied und hatte ein

großes Buch vor sich liegen. Es waren die Predigten von Spangenberg. Der Alte war sehr mißtrauisch gegen mich und sprach beständig von falscher und von reiner Lehre. In der Kirche werde falsche Lehre gepredigt, in den alten Büchern sei sie allein rein zu finden. Und wenn auch in zurückhaltender Weise, so sprach er doch mit großer Erbitterung von dem Tun und Treiben der Geistlichen und mit schweren Klagen über den Zustand der Gemeinden. Er sagte, es solle wohl Unkraut und Weizen miteinander wachsen, jetzt aber sei der Weizen ausgegangen, und es sei allein Unkraut übriggeblieben. Man könne die jetzigen Gemeinden nicht mehr als die sichtbare Kirche ansehen. Selbstgerechtigkeit und Gottlosigkeit hätten alles überwuchert. Die Pastoren aber seien daran schuld, sie bestellten ihren Acker und trieben die Einkünfte ein, bekümmerten sich aber nicht um die Seelen; sie kleideten sich mit der Wolle der Herde und äßen das Fleisch derselben, weideten sie aber nicht auf den Auen des göttlichen Wortes, sondern gäben ihnen nur die Träger der menschlichen Weisheit. — So lernte ich den ersten Separatisten kennen, ohne damals zu ahnen, wieviel ich noch mit ihnen verkehren und wieviel Not und Mühe ich noch mit ihnen haben sollte. Mit großer Liebe zu dem Manne ging ich von ihm und nahm mir fest vor, die reine Lehre zu verkünden und durch meinen Wandel der Gemeinde kein Aergernis zu geben. Als aber mein alter Pastor erfuhr, daß ich mit dem Manne gesprochen und ihn gar besucht hätte, warnte er mich sehr vor diesem Manne, der ihn und die ganze Gemeinde richte und verdamme, und nannte ihn einen Separatisten. Ich wußte aber aus den symbolischen Büchern, Separatisten wären die, welche sich vom Worte Gottes und von den Sakramenten trennten, und konnte mich nicht überzeugen, daß dieser wirklich ein Separatist sei. Am nächsten Sonntage sah ich ihn in der Kirche und konnte auch bemerken, daß seine Erscheinung Aufsehen erregte. Der alte Küster teilte mir mit, daß er sich dahin geäußert habe: ich predigte zwar reine Lehre, aber doch noch in schwächlicher Weise. Als ich in der Woche mit diesem oder jenem aus der Gemeinde sprach, konnte ich mich bald überzeugen, daß die Anerkennung des alten Dachdeckers, so wenig er auch sonst beachtet wurde, mein Ansehen gehoben hatte. Es war bekannt, daß er ein Feind der Geistlichen war und immer behauptete, sie predigten falsche Lehre. Dennoch aber schien man auf sein Urteil großen Wert zu legen, und ich konnte es mir selber nicht verschweigen, daß mir seine Anerkennung große Freude machte.

Wenn auch nach und nach die Kirchen sich etwas füllten, so konnte ich doch keine Spur von einem wirklichen Erfolge finden. Den besseren Kirchenbesuch konnte ich nur auf meine täglichen Besuche der Schule und auf die Liebe der Kinder, die sich immer deutlicher zeigte, zurückführen; denn wer die Herzen der Kinder hat, gewinnt auch die Herzen der Eltern. Die Aufmerksamkeit während der Predigt nahm sichtbar zu, und der Schläfer wurden weniger, aber was half das Hören, wenn alles blieb, wie es war? Der alte Küster und auch der wunderliche Dachdecker redeten viel vom Gebet. Zum Gebet hatten mich die Not und Angst bei der Ausarbeitung der Predigten getrieben und auch die Sorge für meine eigene Seele, aber für die Gemeinde hatte ich bis dahin noch nicht ernstlich und treu gebetet. Ich nahm mir daher vor, täglich für beide Gemeinden Fürbitte zu tun, mußte aber bald erfahren, daß mir dazu der Glaube und der Mut fehlten. Ich zweifelte wohl nicht an der Macht und Kraft des göttlichen Wortes und wußte auch, daß bei Gott kein Ding unmöglich sei; wenn ich aber das Treiben und Leben der Menschen in ihren Häusern ansah und sah, wie jede Beziehung auf ein höheres Leben und jede Sorge um ein seliges Ende ihnen zu fehlen schien, so war ich zu verzagt, etwas so Großes zu bitten. Ich kam daher auf den Gedanken, zunächst mein Gebet darauf zu richten, daß es mir doch möchte gegeben werden, das Herz eines einzigen zu finden und zu treffen. Bei dem einen aber dachte ich bald an diesen, bald an jenen und verlor die rechte Zuversicht aus diesem oder jenem Grunde. Endlich entschied ich mich dafür, den nächsten Nachbarn zu wählen, den ich täglich vom Fenster aus auf seinem Hofe sehen konnte, und der im Grunde nicht schlechter und nicht besser war als die übrigen Bauern. Einige Wochen hindurch hatte ich das Gebet für ihn fortgesetzt und konnte bald fühlen, daß mein Interesse für diesen Mann und meine Liebe zu ihm zunahm. Wenn ich ihn dann aber wieder, wie das oft geschah, fluchen oder sich mit seinem Weibe oder Gesinde zanken hörte, oder wenn ich sah, wie er des Sonntags nachmittags und bis spät in die Nacht hinein mit einigen andern Bauern Karten spielte oder auch zu diesem Zwecke in den Krug ging, dann wurde es mir wieder sehr schwer, das Gebet fortzusetzen. Als ich einmal in der Predigt von dem Elend derer sprach, die in der Welt ohne Gott leben, und besonders den Jammer gottloser Eheleute beklagte, wie sie sich täglich gegenseitig plagen und quälen mußten, und wie der Satan seine Lust daran habe, den einen zu gebrauchen, um den andern recht un-

glücklich zu machen, und besonders auf die Folgen für die armen Kinder hinwies, da konnte ich sehen, wie meinem Nachbarn das Wasser in die Augen trat, und so wenig es sich auch für einen reichen Bauer schicken mochte, in der Kirche zu weinen, so konnte er es doch nicht unterdrücken. Meine Hoffnung wuchs, und ich dankte Gott. Als ich aber vom Filial zurückgekehrt war und am Nachmittag in meiner stillen Stube saß, hörte ich plötzlich einen großen Lärm; ich trat an das Fenster und sah, wie der Nachbar seinen Hirtenjungen schlug und dabei schrecklich fluchte. Die Frau kam herzu und wollte den armen Jungen retten, fing es aber so verkehrt an, daß der Tumult noch viel größer wurde. Ich war sehr niedergeschlagen und kam schon auf den Gedanken, die Fürbitte für den Nachbar nicht weiter fortzusetzen. Gegen Abend ging ich ein wenig auf das Feld; mein Nachbar begegnete mir, und wenn er mir auch freundlich die Hand reichte, so konnte ich doch bemerken, daß er sich in meiner Nähe gedrückt fühlte. Er sprach von diesen und jenen Dingen und schien den Gang der Unterhaltung durchaus in seinen Händen behalten zu wollen. Meine natürliche Schüchternheit und auch wohl meine Jugend hielten mich ab, auf die Sache, die mir und auch wohl ihm im Sinne lag, einzugehen. Am Abend aber setzte ich mein Gebet fort. Einige Zeit darauf hörte ich, daß er nicht mehr in den Krug gehe und auch nur noch selten Karten spiele; ich konnte auch sehen, daß es ihm eine wirkliche Freude machte, mir kleine Gefälligkeiten zu erweisen. Als einmal das Pferd, das ich zu reiten pflegte, in der Koppel auf der Weide war und ich eilig auf das Filial zu einem Kranken gerufen wurde, wollte ich, obgleich es regnete, zu Fuß gehen; sobald er aber davon hörte, kam er an den Zaun, der seinen Hof von dem Pfarrhofe trennte, und rief mir zu: „Ich lasse anspannen und werde Sie fahren.“ Es war in der Saatzeit, und bei seinem Eifer für die Wirtschaft brachte er mir kein geringes Opfer. Er fuhr mich selber, wohl auch besonders aus dem Grunde, daß ich dem Knechte ein Biergeld zu geben nicht nötig haben sollte; denn er wußte, daß meine Einnahmen sehr gering waren und sich monatlich nur auf zehn Taler beliefen, die mir der alte Pastor gab. Ein Pastor tut sehr unrecht, wenn er die Liebe, die man ihm erweist, gering achtet; er muß dafür sehr dankbar sein. Für viele ist die Liebe zum Pastor eine Brücke zu der Liebe zum Herrn; nur muß er recht demütig bleiben. — Es war Herbst geworden, und die Abende waren schon ziemlich lang; da klopfte es einst spät an meine Tür, mein Nachbar war es; zum erstenmal besuchte er mich. Offenbar hatte er eine

besondere Veranlassung; aber ganz nach der Weise der Bauern sagte er nicht, was er wollte, sondern redete von Pferden und Kühen, von der Wirtschaft und den Kindern; nach einer guten Stunde ging er; an der Tür sagte er endlich, daß er übermorgen wolle zum Abendmahl gehen, und mit bewegter Stimme fügte er hinzu: „Beten Sie für mich und meine Frau!“ Da zog ich ihn zurück und sagte ihm, daß ich es schon lange täglich getan hätte. Er seufzte tief auf und sprach: „Ich möchte auch gern selig werden; aber ich habe viel in meinem Leben gesündigt.“ Meine Freude war sehr groß; ich mußte mich besinnen, was ich antworten sollte, um nichts zu verderben. Er war willig, mit mir die Knie zum Gebet zu beugen. Ich aber war an dem Abend so glücklich und so dankbar gegen den Gott, der Gebete erhöret, daß ich lange nicht einschlafen konnte.

Am Ende des Jahres, als das Weihnachtsfest und Neujahr und die naheliegenden Sonntage mit ihren vielen Predigten drohend vor meiner Seele standen und mich sehr ängstigten, sollte ich noch schwerere Stunden erleben. Der alte Pastor hatte mir gesagt, daß ich am vierten Adventssonntag nicht würde zu predigen brauchen, weil er selber an dem Tage zum heiligen Abendmahl gehen wolle und seinen Confessionarius ersucht habe, ihm dasselbe zu reichen, der dann auch den Gottesdienst abhalten werde. Am Sonnabend ganz spät kam der Confessionarius an, und bald wurde ich gerufen, weil dieser sich bloß auf die Beichtrede gerüstet hatte, in der Voraussetzung, daß ich die Predigt halten würde. Er erklärte bestimmt, er habe keine Predigt mitgebracht, und ohne Konzept könne er nicht sprechen. Der alte Pastor selbst sagte, er sei krank, und ich hielt es für rein unmöglich, nun noch eine Predigt zu machen und zu lernen. Es wurde also zum Küster geschickt und ihm aufgetragen abzufragen. Nachdem er diesen Auftrag erhalten, kam er zu mir herauf und verlangte von mir, ich solle predigen. „Was wird die Gemeinde sagen“, fragte er, „wenn drei Geistliche im Ornat dasitzen, und ich lese ab? Das geht nicht.“ Er gab sich viel Mühe, mir Mut zu machen, und wies immer auf die Epistel des Tages hin: „Freuet euch allewege im Herrn, und abermals sage ich euch, freuet euch! Sorget nichts, sondern betet — und der Friede Gottes bewahre eure Herzen und Sinne in Christo Jesu!“ Er meinte, darüber könne man wohl predigen ohne große Vorbereitung. Ich schämte mich vor dem Manne, und obgleich ich nicht wußte, wie es werden und gehen würde, gab ich endlich nach und versprach zu predigen. Den ganzen Abend und auch die Nacht hindurch suchte ich die Angst

durch Gebet zu überwinden. In meiner seitherigen Weise mich auf die Predigt vorzubereiten, d. h. sie aufzuschreiben und auswendigzulernen, daran war nicht zu denken. Als am Sonntag früh die Glocken gezogen wurden, wollte mich die Angst wieder befallen; ich zwang aber meine Seele zum Gebet. Ich stieg auf die Kanzel, gerade gegenüber auf dem Chore sah ich den Küster stehen mit gefalteten Händen, und es war mir, als ob mir alle Last und Furcht genommen sei. Es war das erste Mal, daß ich ohne schriftliche Vorbereitung sprechen mußte, und Gott der Herr war mir sehr gnädig. Ich selbst war am Ende der Predigt sehr bewegt, als ich von dem Frieden sprach, der höher ist als alle Vernunft, und die Gemeinde war sehr teilnehmend. Mein Nachbar und der Küster kamen am Schlusse des Gottesdienstes und gaben mir die Hand. —

Unter allen Predigten, die man in seinem Leben hält, steht in der Erinnerung obenan die allererste. Alte Pastoren reden noch gern davon, und die Kanzel, auf der man zum ersten Male gestanden hat, bleibt unvergeßlich. Das zweite Semester auf der Universität ist zu Ende, der Vater hat seine Einwilligung gegeben. Nach langem Suchen und Ueberlegen ist endlich der Text gewählt, es war die Stelle, die mir einmal bei der Einsegnung als ein Denkspruch mitgegeben war, und die seitdem im Herzen mit großen Buchstaben steht: „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.“ Schon monatelang war an der Predigt gearbeitet, als die Ferien kamen und sie dem Vater zur Durchsicht übergeben wurde. Nach dem Morgengebet gab er sie mir, wie er in solchen Dingen war, so auch damals, schweigend zurück. Als ich aber meine Arbeit ansah, waren halbe Seiten durchstrichen, und oft stand am Rande: Phrasen, und immer wieder bei den schönsten Stellen, die im Schweiße des Angesichts selbst gemacht oder aus anderen Predigten entlehnt waren, stand das verhängnisvolle Wort: Phrasen! Die Predigt mußte gänzlich umgearbeitet werden, und je näher der Sonntag kam, an dem sie gehalten werden sollte, desto höher stieg die Angst. Früh fuhr der Vater wie gewöhnlich auf das Filial, ich sollte des Mittags in der Mutterkirche predigen. Meine Geschwister ließen mich in der kleinen Stube allein, und es war große Stille im Hause. Endlich kehrte der Vater zurück, der alte Küster kam vom Hause des Patrons, wo er den Anfang des Gottesdienstes anzumelden hatte, obgleich selten jemand kam, und fragte, ob er nun einläuten könne. Der Ornat wurde mir angelegt, und ich fühlte dem Vater die innere Bewegung ab. Auf dem Wege zur Kirche hielt er

mich an seiner Hand, und die Schwestern gingen hinter uns. So wie heute hatte ich die Glocken noch nie läuten hören. Als wir in die Kirche traten, standen die Leute nach der Gewohnheit alle auf, und der Gesang hub an. Das Gebet vor dem Altar hielt der Vater, und es ging mir sehr zu Herzen. Als der letzte Vers des Hauptliedes anfang, mußte ich im Pfarrstuhle niederknien, konnte aber kaum vor innerer Unruhe zum Gebet kommen. Meine Schwester hatte mit einem seidenen Faden die Predigt in der Bibel befestigt, damit ich für alle Fälle gesichert sein könnte; aber als ich auf der Kanzel stand, fehlte das Konzept. Während ich gebetet, hatte mein Vater es herausgenommen, und ich konnte sehen, daß er es in den Händen hatte. Lauter bekannte Gesichter und Genossen der Jugend saßen vor mir. Der Gesang war zu Ende, und mit zitternder Stimme wurde das Eingangsgebet gehalten, dann aber hörte das Herz auf, so gewaltig zu schlagen, und die wohlmemorierte Predigt wurde hergesagt.

Im ersten Jahre hatte ich gelernt, daß die reine Lehre und das lautere Wort Gottes zwar die Hauptsache in der Predigt seien, daß aber dazu das Gebet für die eigene Seele und die Gemeinde, auch für die einzelnen in der Gemeinde hinzukommen müsse, und endlich, daß es ganz unerlässlich sei, sich ernstlich zu hüten, daß man den Leuten nicht über die Köpfe weg predige. Ebenso notwendig sei es darum auch, sorgfältig zu forschen, wie man an die Leute herankommen und wie man sie finden könne, um sie aus ihren irdischen Gedanken und aus der niederen, sichtbaren Welt hinüberzuführen in die Sorge um der Seelen Seligkeit und in die unsichtbare Welt.

Aller Anfang ist schwer, das hatte ich bei der Predigt erfahren, und bei dem Konfirmandenunterricht war es nicht anders. Nach dem Herkommen fing der Unterricht in der Mitte des November an und dauerte bis zum Palmsonntag. Als die Kinder versammelt waren, fiel es mir auf, daß sie sich in einer anderen Reihenfolge gesetzt hatten als in der Schule. Obenan saß der Sohn des Schulzen und Kirchenvorstehers, dann folgten die Bauernsöhne, dann die Büdnersöhne usw., der letzte war des Deckers Sohn. In ähnlicher Weise hatten sich auch die Mädchen geordnet. Der Küster riet sehr dazu, daß ich die Kinder so sitzen lassen sollte, weil sonst viel Lärm entstehen würde, und weil es überhaupt bedenklich sei, in solchen Sachen zu ändern. Der Unterschied zwischen Bauern, Büdnern und Tagelöhnern wurde auch stets in einer

merkwürdigen Weise von der einen Seite geltend gemacht und von der andern Seite respektiert.

Die ersten Stunden des Unterrichts wurden mir sehr schwer, weil ich gar nicht die Tür finden konnte, um an die Kinder heranzukommen. Anerkennen aber mußte ich den Fleiß und Eifer, mit dem sie lernten, was ihnen aufgegeben wurde, obgleich ich Sorge haben mußte, daß sie wenig davon verstanden. Aus den Häusern war das Gebet verschwunden, die Bibel wurde nicht gelesen, und die alten Predigtbücher lagen in einem verborgenen Winkel und waren aus der Mode gekommen. Von der zarten Jugend an hatten die Kinder von nichts anderem gehört als von den Geschäften und Arbeiten der Eltern. Die Schule war ganz getrennt vom Hause und übte wenig Einfluß aus, weil der Unterricht überwiegend nur in mechanischer Weise erteilt wurde und mehr im Abrichten als Unterrichten bestand. Meine Pläne und Gedanken mußte ich sehr herabstimmen, und es dauerte lange, bis die toten Gesichter und stieren Blicke in Bewegung kamen. Ich beschränkte mich nach und nach immer mehr darauf, sie zu nötigen, mit den Worten des Katechismus und der Sprüche eine Vorstellung zu verbinden. Am leichtesten ging das bei den Geboten, am schwersten bei dem dritten Artikel und bei den Sakramenten, wohl auch besonders aus dem Grunde, weil ich selber auf diesen Gebieten nicht recht heimisch war. Es ist eine eigentümliche Sache mit der Heilslehre, daß man sie eigentlich nicht lernen, sondern nur immer soviel davon begreifen kann, wie man an sich selbst erlebt und erfahren hat. Was in mir selber zur vollen Wahrheit und Klarheit geworden war, das gelang mir auch so zu behandeln, daß die Kinder aufmerksamer und teilnehmender blieben. Meine Freude war sehr groß, als nach Erklärung des dritten Gebotes die Kinder ohne direkte Aufforderung fast alle anfangen, regelmäßig die Kirche zu besuchen, und als mehrere Eltern mir erzählten, daß die Kinder lenksamer und gehorsamer würden. Je mehr meine Liebe zu den Kindern wuchs, desto leichter wurde mir der Unterricht, und ich erfuhr bald, daß ich mit Loben und Anerkennen, sobald sich eine Gelegenheit dazu darbot, weiter kam als mit Schelten und Strafen. Des Deckers Sohn war und blieb der beste unter allen, denn auf ihm ruhte des Vaters Gebet.

Wenn ich mir die erste Zeit meines amtlichen Lebens vergegenwärtige, so überfällt mich ein sehr großes Mitgefühl mit jedem Kandidaten, der eben ins Amt zu treten berufen ist und von der praktischen Seite des Amtes eigentlich nichts weiß. Bei Medizinern und Juristen for-

dert man eine wirklich praktische Vorübung unter Leitung erfahrener Leute; den jungen Theologen aber wirft man unbarmherzig ins Wasser, und es bleibt seine Sache, ob er schwimmen lernt, oder ob er untergeht. Die evangelische Kirche bekümmert sich viel zu wenig um die Studenten und Kandidaten und schickt sie ins Amt, ohne daß sie wissen, was das Amt von ihnen fordert. Das Wissen hat sie aufgebläht, zumal, wenn sie auch noch in den theologischen Prüfungen gut bestanden haben, dann wird ans Heiraten gedacht oder an die Einrichtungen des Hauses, an die Landwirtschaft usw. Dadurch geraten viele gleich so tief in die irdischen Sorgen, in Schulden und Not, daß die erste Liebe zu früh erlischt und die Flügel lahm werden und sie auch gegen ihre ursprüngliche Absicht mehr an die Einkünfte als an die Seelen der Gemeinde denken. Der junge Pastor hat viele Gefahren zu bestehen, und viele gehen früh unter.

Wenn die damaligen Zustände und Verhältnisse der Kirche, als ich die Not des ersten Amtsjahres bestand, vor meine Seele treten, so muß ich gestehen, daß seitdem sehr große Veränderungen eingetreten sind, und ich kann nicht aufhören, Gott zu preisen, daß er sich über sein Zion in Gnaden erbarmt hat. Wie vereinzelt standen damals die Leute, die wirklich von Herzen an die wahre Gottheit des Herrn Jesu und an die Kraft seines Blutes glaubten! In der Synode, in der ich zuerst lebte, habe ich keinen Pastor oder Prediger kennengelernt, dem ich die Not meines Herzens hätte offenbaren können und mögen.

Der Herr und sein Kreuz waren von den Kanzeln verschwunden, und mit einem gewissen Stolz nannten sich die Pastoren Rationalisten. Einen seltsamen Kontrast zu den Predigten bildeten die alten Glaubenslieder und auch die alte Postille von Schubert, aus der fast überall der Küster ablas, wenn der Prediger behindert oder krank war. Das christliche Leben hat eine sehr zähe Natur, und eine kirchliche Gemeinde kann viel vertragen, ehe sie ganz verwüstet wird.

Die Frommen oder die Pietisten waren überall in dem Geschrei, daß sie andere Leute richteten oder verdammten, und als ich einmal über den schmalen Weg und die enge Pforte gepredigt hatte, war mein alter Pastor sehr unzufrieden und machte mir dieselben Vorwürfe. Der Küster war sehr zurückhaltend; es war mir aber aufgefallen, daß er jeden Mittwoch zur Stadt reiste und immer sehr spät nach Hause kam; und als ich ihn darüber fragte, was er dort eigentlich tue — denn er machte die Reise auch, wenn er kränklich war und sich von mir in der

Schule vertreten ließ —, erwiderte er: ob ich ihn nicht begleiten wolle, er besuche dort gute Freunde, die ich auch schon in der Kirche gesehen hätte. Ich nahm sein Anerbieten an und fuhr mit ihm. Am Abend gegen 8 Uhr ging er mit mir in das Haus eines alten Lehrers, dessen Name mir schon bekannt war. Nach dem Hofe heraus war ein geräumiges Zimmer, und als wir eintraten, saßen schon etliche Männer und Frauen auf den niedrigen Bänken, aber keiner sprach, still und schweigend kamen noch einige; dann erhob sich der Hausvater, sagte einige Strophen eines Liedes vor, die in sehr gedämpften Tönen gesungen wurden, und fuhr so fort, bis das Lied zu Ende war. Dann fielen alle auf die Knie, und ein Gebet, das mir durch die Seele ging, wurde von dem alten Lehrer gehalten. Darauf wurde eine Predigt gelesen. Ein Gebet auf den Knien und ein Lied beschlossen die Stunde. Still und heimlich, wie die Versammlung zusammengekommen war, ging sie wieder auseinander, nachdem sie sich die Hände gereicht hatten. So lernte ich die erste der „Gemeinschaften“ kennen, die verschrien und verrufen waren, mehr als Laster und offenbare Sünden. Schweigend saß ich auf dem Heimwege neben dem alten Küster, und als ich von ihm schied, sagte er: „Sie werden mich doch nicht verraten?“

Wenn mir jemals der Verfall der Kirche vor die Seele getreten war, so war es an diesem Abend. Eine Kirche, die so tief gesunken ist, daß sie die Gläubigen nicht mehr tragen kann und sie verfolgt, ist das noch die Kirche des Herrn? Der Druck auf die lebendigen Glieder der Kirche ist unter einer christlichen Obrigkeit viel schwerer zu tragen als unter einer heidnischen.

Als einmal ein solcher Gemeinschaftsmann von dem Landrat verwarnt wurde und er sich damit entschuldigte, daß der Pastor falsche Lehre predige und er deshalb anderweitig für seine arme Seele Nahrung suchen müsse, sagte der Landrat: „Das sind Dinge, die ich nicht verstehe; damit bleibt mir weg!“ Da antwortete der Mann: „Gnädigster Herr Landrat, was ein Mensch zu seiner Seelen Seligkeit wissen muß, das muß sowohl ein Landrat und Edelmann wissen als auch ein armer Tagelöhner; es gibt nur einen Weg zur Seligkeit.“

Dennoch aber hat die Barmherzigkeit Gottes die Leiden und Gebete dieser Gemeinschaftsleute gesegnet, und sie sind die Vorboten und Vorkämpfer einer neuen Zeit für die Kirche geworden. Die reichgesegneten Bibel- und Missionsstunden sind aus diesen Versammlungen hervorgegangen und haben viel zur Erweckung und Belebung der Gemeinden beigetragen.

Zum ganz besonderen Troste und zur Stärkung im Glauben wurde mir die Bekanntschaft mit einem Pastor aus Ostpreußen. Als wir einst in der Wohnung des Lehrers in der Stadt versammelt waren, stand nach dem Gesang und Gebet ein Mann auf, der uns anredete als das kleine Häuflein, das sich der Gute Hirte gesammelt habe. Er ermahnte in der dringendsten Weise, unsern Glauben mit einem guten Wandel zu zieren und die Treue im Bekenntnis mit aufrichtiger Demut zu verbinden. Mit großer Klarheit führte er uns in die Heilsordnung hinein und trieb uns an, der Heiligung rastlos nachzujagen und es als eine große Ehre anzusehen, wenn wir gewürdigt würden, um Jesu willen zu leiden. Eine große Bewegung ging durch die Herzen. Nach der Stunde trat ich zu ihm heran, und so groß meine Schüchternheit war, so groß war seine Herzlichkeit und Liebe, mit der er mich an sich zog.

Eine merkwürdige Erfahrung war es für mich, daß diese Versammlungen, so wenig Anregendes und Belehrendes sie auch darzubieten schienen, doch jedesmal einen tiefen Eindruck auf mich machten. Ich konnte deutlich an mir wahrnehmen, daß der Ernst im Gebet, die Vorsicht im Wandel, die Sehnsucht nach der Gnade, die Innigkeit in der Liebe und die Zuversicht zu den Verheißungen des Herrn, sowie auch die Erkenntnis des eigenen Herzens und der treue Wille zum Kampf sich mit neuer Kraft in mir regten und zunahmen, sooft ich die Stunden besuchte. Die christliche Gemeinschaft und besonders das gemeinsame Gebet sind eine Macht und ein Förderungsmittel im Glauben, die man nur aus der Erfahrung allein kennenlernen kann. Die beiden Gnadenmittel — Gottes Wort und die heiligen Sakramente — sind freilich ausreichend, um eine Seele zu retten, wenn sie recht gebraucht werden, aber der Umgang mit Gläubigen und der Verkehr mit den Gliedern an dem großen Leibe des Herrn sind auch Mittel, wodurch die Gnade und der Geist des Herrn uns mitgeteilt werden. Speners große und gesegnete Wirksamkeit für die Kirche des Herrn ging besonders von den Gebetsversammlungen aus. Die verachteten Gemeinschaften sind es auch in unserer Zeit gewesen, von denen aus das Leben in Gott vielen nahegetreten ist, und in denen sie es gefunden haben. Es ist ein Irrtum, wenn man meint, der öffentliche Gottesdienst biete einen Ersatz dafür; das könnte nur da der Fall sein, wo in der Gemeinde ein wirklicher Lebensodem die meisten ergriffen hätte, wie manche erzählen, die einen Sonntag in Hermannsburg zugebracht haben. Die Macht der Predigt liegt nicht allein in dem, der da redet, sondern auch in der betenden Ge-

meinde, die das Wort aufnimmt. Die Rebe, die man vom Weinstock trennt, verdorret; das Glied, das man vom Leibe trennt, verdirbt: wer ein Glied am Leibe des Herrn sein will, muß mit den andern Gliedern verbunden sein, wenn das gemeinsame Blut ihn berühren und der gemeinsame Geist ihn durchdringen soll. Die isolierte Stellung bietet viele kaum zu überwindende Schwierigkeiten dar. Man kann den Herrn nur lieben, wenn man auch seinen Leib liebt, und wer sich vornehm von den Gliedern seines Leibes absondert, der geht einen gefährlichen Weg.

Auffallend war es mir, daß bei denen, die solche Gemeinschaften besuchten, der Unterschied der Stände fast ganz zurücktrat. So willig er auch von der einen Seite anerkannt wurde, so wenig wurde er von der anderen Seite geltend gemacht. Es war unter allen eine große Brüderlichkeit und Herzlichkeit vorhanden, die sich freilich auch auf gegenseitige Durchhilfe erstreckte, aber doch nur in dem Sinne, daß Geben seliger ist als Nehmen. Jeder hatte die Verpflichtung, in seinem Kreise für das Reich Gottes in aller Stille zu wirken, und große Freude war, wenn ein armer Sünder zum erstenmal in die Versammlung kam und den Frieden seiner Seele suchte. Die Verleugnung der Welt und ihrer Genüsse wurde besonders geübt und gefordert: Kartenspielen, Tanzen, Besuch von Wirtshäusern, Theater u. dgl. wurden entschieden für Zeichen eines unbußfertigen und unbekehrten Zustandes angesehen.

Merkwürdig war es mir ferner, daß die Leute sich in der Ferne und Nähe so gut kannten und voneinander wußten. Reisende aus fremden Gegenden wurden mit großer Liebe aufgenommen, und es war viel Freude, wenn solche Unbekannte als doch Bekannte kamen und von den Leiden und Siegen der Brüder in anderen Provinzen erzählten, besonders aber, wenn berichtet wurde, daß hier oder da ein Pastor anfangs, den Heilsweg zu verkündigen und mit Ernst auf Buße und Bekehrung zu dringen.

Ein alter Bauer, der in einer entfernten Gemeinde lebte, und den ich erst später kennenlernte, dessen Vater durch den Liederdichter Woltersdorf erweckt war, der von Jugend auf sich in den Wegen Gottes gehalten hatte und fast alle Lieder Woltersdorfs auswendig wußte, trug es lange Jahre sehr schwer, daß sein Pastor falsche Lehre predigte. Endlich ward es ihm zu schwer. Der Prediger hatte eine Phrase, die er oft wiederholte: „Tugend und Rechtschaffenheit sind der Weg zur Seligkeit“, und die jedesmal den alten Bauern tief verletzte. Er hatte den Prediger gebeten, diese Redensart nicht mehr zu gebrauchen, weil sie nicht richtig sei. Eines Sonntags aber, als sie doch

wieder vorkam, erhob sich der Bauer und sagte mit seiner kräftigen Stimme: „Kinder, glaubt das nicht; mit Tugend und Rechtschaffenheit geht ihr verloren, Christi Blut und Gerechtigkeit ist der einzige Weg zur Seligkeit.“ Er wurde deshalb wegen Störung des öffentlichen Gottesdienstes bestraft. Nachdem er die Gefängniszeit überstanden hatte, kehrte er zurück, besuchte den Pastor und bat ihn, künftig nicht wieder die Phrase zu gebrauchen. Als er aber einst seinen Gevatter, den Küster, besuchte, sah er auf dem Tisch das Predigtbuch liegen, aus dem in der Kirche vorgelesen wurde, und fand, daß der Prediger manche Stellen ausgestrichen und statt dieser auf den Rand seine Verbesserungen nach der Melodie von der Tugend und Rechtschaffenheit geschrieben hatte. Bei dem großen Respekt, den damals noch ein Bauer vor gedruckten Büchern hatte, schien ihm die Verfälschung von Büchern ein großes Verbrechen zu sein, und weil er wußte, daß er weder bei dem Landrat noch bei dem Superintendenten Beistand finden werde, so schrieb er an den König und klagte den Pastor an, weil er Bücher verfälscht habe. Auf der Post fand er Schwierigkeiten, besonders wegen des Buches, das er in ein Tuch eingewickelt hatte und mitschicken wollte. Da entschloß er sich denn und reiste nach Berlin. In seinem schönsten Anzug, mit der blausamtnen Pudelmütze und dem großen Sporen an dem linken Fuß (der Ritter nur durfte zwei Sporen tragen), ging er zu dem kleinen Schlosse, in dem der hohe Herr wohnte. Endlich gelingt es ihm, in das Haus zu kommen; eine höhere Militärperson fragt ihn was er wolle, nimmt ihm auch den Brief ab, aber das große Buch will der Offizier nicht annehmen, während er sich Mühe gibt, zu beweisen, daß der Brief nur verstanden werden könne, wenn das Buch dabei sei, weil daraus zu sehen sei, daß der Prediger Bücher verfälsche. Während des Gespräches erschien der König auf der Treppe des Hauses. Als der Bauer merkt, daß es der König ist, kniet er nieder und hält sein Buch in den Händen. Der König befiehlt, daß er in das Zimmer komme, und nachdem er den Brief durchgesehen hat, läßt er sich von dem Bauern erzählen, was er eigentlich wolle, und gibt ihm den Bescheid, er werde die Sache durch die Regierung untersuchen lassen; aber der Bauer kniet wieder nieder und bittet um einen gläubigen Pastor, denn die Regierung könne nicht helfen, weil sie aus lauter solchen Männern bestehe, die durch Tugend und Rechtschaffenheit selig werden wollten. Der König sprach sehr gnädig und leutselig mit dem Alten und ließ ihn dann gehen. Nicht lange danach legte der Pastor sein Amt nie-

der, behielt seine sämtlichen Einkünfte, und sein Adjunkt wurde durch königliche Gnade besoldet. So wurde diese Geschichte erzählt und das Vertrauen, das die Leute auf den König setzten, sehr gestärkt. Der Bauer selbst sprach nicht gern davon, weil er meinte, es sei einem alten Menschen nicht gut, davon zu reden.

Durch die Polizei und durch den Spott der Welt sind diese Gemeinschaften — die wie Hütten in der Wüste waren — nicht zerstört, sondern sie haben ihr Ende erreicht, als in den Kirchen wieder das lebendige Wort Gottes zu hören war, und als die Geistlichen selbst anfangen, Betstunden oder Bibelstunden zu halten.

Nachdem sich die peinigende Sorge um die Anfertigung der sonntäglichen Predigten ein wenig gelegt hatte, mußte ich mich bald überzeugen, daß die Arbeiten, die mir oblagen, meine Zeit nicht ganz ausfüllten. Der Uebergang von der Universität in das praktische Leben war so schroff und plötzlich ohne alle Vermittlung gewesen, daß ich in der ersten Zeit den Zusammenhang in meinem Leben fast verloren hatte. Die Neuheit der Verhältnisse hatte alle meine Kräfte so in Anspruch genommen, daß meine Gedanken und meine Arbeiten ganz darin aufgingen. Nach und nach aber erwachte wieder die Liebe zu dem, was mich früher beschäftigt hatte. Der Besuch der Schule, der Umgang mit einzelnen Gliedern der Gemeinde und die Besuche in den Häusern ließen doch viele Stunden übrig, die nach ordentlicher Arbeit verlangten.

Mein Steckenpferd war von jeher die Mathematik gewesen, und die äußerst wenigen Bücher, die ich hatte, waren fast nur mathematische. Die Werke von Lacroix: „Die Sphärik“ und „Die Differential- und Integralrechnung“ waren sonst viel gebrauchte Bücher gewesen, und sehr gern kehrte ich zu ihnen als zu alten Freunden zurück. Die Mathematik ist eine höchst merkwürdige Wissenschaft in ihrer Wirkung auf die Seele des Menschen. Die zwingende Notwendigkeit, mit der sie von einer Stufe zur anderen führt, die Macht, mit der sie alle geistigen Kräfte konzentriert und sich dienstbar macht, die Unruhe, die sie erregt, wenn man nicht folgen kann, und die Freude, die sie bereitet, wenn man den Beweis gefunden hat, und wenn das Problem gelöst ist, macht sie recht eigentlich zu einem Studium, das besonders die Einsamkeit und Stille sucht, und die Alten haben sie gern eine *medicina mentis* genannt. Auch die Werke Shakespeares wurden wieder hervorgesucht, und unter den Klassikern war es besonders Livius gewesen, den ich mit Vorliebe gelesen hatte. So

erwachte wieder die alte Liebe, und so seltsam auch die Zusammenstellung manchem erscheinen mag, so wurde es mir doch bald ein Bedürfnis, meine Zeit ordentlich zu teilen. Die Frühstunden vor und nach dem Besuch der Schule gehörten der Theologie; der Katechismus von Spener, den mir der Vater mitgegeben hatte, wurde wiederholt durchgenommen und führte oft zu exegetischen Fragen, und in den nachgeschriebenen Kollegienheften wurde oft ohne Erfolg Aufschluß gesucht. Vor der Mathematik mußte ich mich in den letzten Tagen der Woche in acht nehmen, damit sie mich nicht mit ihrer Tyrannei bei der Vorbereitung zur Predigt so gefangennehme, daß ich die notwendige Sammlung für den Gedanken des Evangeliums verlor. Livius und Shakespeare dienten zur Erholung und wurden besonders in den Nachmittagsstunden in die Hand genommen.

So kam das Ende des Jahres herbei, die Ernte hatte wieder ihren Anfang genommen, und der Weizen erwartete den Schnitter. Es war ein sehr schweres Jahr, das hinter mir lag, aber auch reich an allerlei Erfahrungen.

Wie langsam wachsen die Pflanzen, und wie lange muß ein Gärtner warten, ehe aus dem Samenkorn ein Bäumchen wird, und ehe das Bäumchen Früchte trägt! Das Wort Gottes ist der Same, und die Gemeinde ist der Garten, aber wie langsam geht der Same auf, und wieviel fällt unter die Dornen, und die Dornen ersticken ihn! Wie groß ist doch die Geduld Gottes! — Der alte Küster sagte zwar, daß das Wort Gottes oft sei wie ein Winterkorn, das lange Zeit unter Schnee und Eis verborgen liege; aber wenn der Frühling komme, gehe es doch auf, und den Frühling mache Gott der Herr und nicht der Mensch; aber wann wird der Frühling kommen?

Ein wesentlicher Fortschritt war dadurch gemacht, daß manche stolzen und hoffärtigen Gedanken gänzlich gefallen waren, und ich hatte mich vollständig überzeugt, daß ich nicht der Mann sei, um eine schlafende Gemeinde aufzuwecken. Was von meiner Arbeit sichtbar geworden war, war sehr wenig. Die Schule wurde besser besucht, die Kirchen hatten sich auch etwas mehr gefüllt; was aber war dadurch eigentlich gewonnen? Mit dem Nachbarn ging es durch viel Schwachheit, meine Sorge um ihn war oft sehr groß, und der Küster wollte ihn nicht anerkennen und meinte, daß man mit Hinken nicht durch die enge Pforte komme. Am erfreulichsten war es mir, daß der alte Pastor nicht allein sehr regelmäßig die Kirche besuchte, sondern mir auch ganz unzweideutig große Liebe erwies. Er besuchte mich oft auf meiner Stube und sprach sehr gern

über die Predigten, und nicht selten fand ich ihn im Garten und auch in seiner einsamen Stube mit dem Neuen Testament in der Hand. Es ist für jüngere Geistliche eine sehr schwere Aufgabe, den älteren Amtsbrüdern gegenüber das Rechte zu treffen. So viel ist gewiß und auch natürlich, daß sie von den jüngeren Geistlichen sich nicht wollen belehren lassen. Aufrichtige Bescheidenheit und Demut sind notwendige und unerläßliche Früchte des Glaubens, und wo diese fehlen, da wird der Kampf um den rechten Glauben mehr erbittern als gewinnen.

So schwer es auch anfangs dem alten Herrn wurde zu sehen, daß doch mehrere in der Gemeinde mir ihr Vertrauen und ihre Liebe bewiesen, so sehr konnte er sich jetzt darüber freuen, besonders wenn er bemerkte, daß hier und da das Wort Gottes Eingang zu finden schien, und er erzählte mir gern, wenn er eine für mich ermutigende Nachricht empfangen hatte. Meine Liebe zu ihm wuchs immer mehr, und ich suchte seine oft zarte Aufmerksamkeit durch aufrichtige Anhänglichkeit und Dankbarkeit zu vergelten. In der Gemeinde war nach und nach ein Bewußtsein davon erwacht, daß die Lehre eine andere sei, die ich predige, als die sie sonst gehört hatten, und wenn auch einige sich darüber ärgerten, so waren andere desto mehr damit zufrieden, und die Liebe der Kinder, die ich mir erworben hatte, war mein Schutz und Beistand bei allen. In etlichen Häusern hatte man auch angefangen, die alten, von den Vätern ererbten Predigtbücher wieder hervorzusuchen, und der alte Decker war nicht mehr der einzige, der darin las.

Als der Jahrestag, an dem ich gekommen war, wiederkehrte, ging ich wie gewöhnlich in die Schule. Es war mir auffallend, daß mein väterlicher Freund den Sonntagsrock und sogar Stiefel angezogen hatte. Sowie ich eintrat, gab er ein Zeichen, die Kinder standen auf und sangen:

Ob bei uns ist der Sünde viel,
bei Gott ist viel mehr Gnade.
Sein' Hand zu helfen hat kein Ziel,
wie groß auch sei der Schade.
Er ist allein der Gute Hirt,
der Israel erlösen wird
aus seinen Sünden allen.

Und darauf las er feierlich den 103. Psalm vor, sah mich dann mit seinen klugen, gutmütigen Augen an und reichte mir schweigend die Hand. Ich verstand ihn und dankte ihm; dann aber hielt er die Schule wie gewöhnlich. Gegen Abend ging ich zu dem Steine, der auf dem Wege nach der Heimat lag, bei dem ich, als ich kam, meine Knie ge-

beugt hatte, und demütigte mich wieder vor Gott. Ich war aber damals noch so in den Kämpfen und in der Not gefangen, daß ich mehr klagte als dankte; als ich aber zurückkehrte und nach der Bibel griff, konnte ich doch meine Seele versenken in das Wort des Apostels: Der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen bis an den Tag Jesu Christi.

Die Versetzung

Noch bevor das erste Jahr zu Ende ging, ward ich von einem Privatpatron für eine Pfarrstelle mit drei Kirchen und reichlichen Einkünften berufen. Diese Berufung, die jeden Kandidaten mit großer Freude erfüllt hätte, machte mir große Unruhe. Wenn ich auch gar kein Bedenken haben konnte, dem Rufe zu folgen, so war mein Herz doch mit starken Banden an die Verhältnisse gebunden, in denen ich so lange gelebt und gearbeitet hatte, und mit großer Furcht erfüllt, ob meine geringen Kräfte zu den neuen Aufgaben ausreichen würden. Meine jetzigen Gemeinden verloren wenig bei meinem Abgang, aber ich desto mehr. Das Herz klebt da am festesten, wo es am meisten Sorge und Angst ausgestanden hat. Die Mutter liebt das Kind am meisten, bei dem sie am meisten gewacht, gezittert, geweint und gebetet hat. Die erste Liebe ist und bleibt die schönste. Von keinem Jahre meines amtlichen Lebens sind die Erinnerungen so frisch und lebendig geblieben als von dem ersten, und meine Träume versetzten mich noch oft in diese Zeit zurück. Bevor ich das neue Amt antreten konnte, lag noch fast ein ganzes Jahr vor mir, und daher war mein erster Gedanke, noch bevor ich dem Herrn Patron meinen Dank aussprach, daß ich dies Jahr nun recht treulich an der Gemeinde arbeiten und soviel wie möglich das Versäumte nachholen wollte. Im Dorfe wurde es bald bekannt, daß mein Abgang bevorstehe, und die meisten sahen für mich darin ein sehr großes Glück, daß ich so bald ein einträgliches Amt erhalten sollte. Nur sehr wenige sprachen sich so aus, daß es ihnen erwünscht gewesen sei, wenn ich bei ihnen geblieben wäre, während es mir sehr schwer wurde, von ihnen zu scheiden. Es liegt jedoch in der Natur der Sache, daß der Pastor die Gemeinde in ihrem ganzen Umfange mehr liebt, als er von der Gesamtheit geliebt wird. Der alte Küster meinte es aber gewiß recht aufrichtig, wenn er sagte: „Ich hätte es gern gesehen, wenn es Gottes Wille gewesen wäre, daß Sie mich hätten begraben können.“

Im wesentlichen ging das Jahr dahin wie das erste, aber der Gedanke, daß mein Verhältnis zu der Gemeinde sich lösen werde, war für mich und die Gemeinde doch nicht ohne Folgen und machte sich öfters in einer störenden Weise geltend. So lange waren meine Gebete und meine stillen Wünsche und Hoffnungen ganz allein auf die Gemeinde und Schule gerichtet gewesen, jetzt drängten sich die Pläne für die Zukunft oft hinein. Meine Stellung war freilich von vornherein keine fest begründete, aber die Liebe und die Arbeit mit ihrer Sorge hatten mich so gefangengenommen, daß ich an meine weitere Zukunft eigentlich gar nicht gedacht hatte.

Ein Prediger in einer märkischen Gemeinde arbeitete nach seiner Meinung mit Treue und Eifer mehrere Jahre, ohne etwas auszurichten. Er fühlte sich unglücklich und sehnte sich weg. Sein Arzt schickte ihn in ein Ostseebad. In der Nähe wohnte ein Geistlicher, der wegen seiner reich gesegneten Wirksamkeit bekannt war; diesen besuchte er und wohnte seinen Gottesdiensten bei. Er sah in der Gemeinde, was das Wort Gottes vermag, und klagte dem Amtsbruder seine Not. „Ich predige das Evangelium auch, aber richte nichts aus.“ Da fragte ihn der andere: „Hast du dich denn auch selbst bekehrt?“ Die Antwort fehlte ihm, und jener sagte: „Das ist die Hauptsache, daß du dich wirklich selbst bekehrst, dann wird die Gemeinde, oder doch wenigstens etliche, dir folgen.“ Mit der Frage: Hast du dich denn auch selbst bekehrt? kam der Mann in sein Amt zurück, und die Frage wurde immer brennender. Die glatten, wohlgeordneten und mit Mühe gearbeiteten Predigten wurden ihm selber langweilig, und sooft er sich vorbereitete und die Predigt hielt, überfiel ihn die Frage, ob er sich auch selbst bekehrt habe. Erst nachdem er die Antwort mit nein und dann mit ja gefunden hatte, regte es sich in der Gemeinde, und sie wurde dann einer der lebendigsten Punkte in der ganzen Gegend.

Auf einem Gute wohnte ein sehr seltsamer Herr, er war früher beim Militär gewesen und wurde der gnädige Herr Oberstwachmeister genannt. Man sagte, daß er durch eine unglückliche Liebe verwirrt geworden sei, er sah niemand gerade an und vermied mit großer Aengstlichkeit jeden Verkehr mit Frauen und Mädchen. Sein langjähriger treuer Diener hatte viel von seinen Sitten angenommen und sprach wie sein Herr, der nie ein anderes Pronomen gebrauchte als „man“. Er besuchte mit seinem Diener durchaus regelmäßig die Kirche und wohnte jeder Leichenbestattung und jeder Trauung bei. Es durften die Glocken nicht eher gezogen werden, bevor ihm Meldung gemacht

war, und er erschien dann immer in hohen Stiefeln und in militärischer Haltung. Seine Wohltätigkeit und Liebe zu den Armen kannten fast keine Grenzen, weshalb er auch von Bettlern umlagert war, die, geistliche Lieder her-sagend, vor seiner Tür standen und auch hinter ihm hergingen, wenn er in seinen Wald ging. Er forderte oft, daß die geringen Ueberschüsse in der Kirchenkasse den Armen gegeben würden, weil, wie er sich ausdrückte, „die Armen die nächsten Agnaten (Verwandten) der Kirche sind“. Als ich das erste Neujahrsfest in der Gemeinde erlebte, sagte mir der Schulze, daß mein Vorgänger immer zu dem gnädigen Herrn gegangen sei und ihm zum Neujahr Glück gewünscht habe; ich fuhr daher auf den Hof. Nachdem ich mich hatte anmelden lassen, öffnete er die Stubentür und sagte, als er mich im Mantel sah: „Wenn man zu seinem Patron kommt, um zu gratulieren, wird man erwarten, daß man im Ornate erscheint“ — und schloß die Tür. Nachmittags ging ich noch einmal zu ihm, legte das Ornat an und ward freundlich empfangen. Merkwürdig war es mir bei dem Herrn, daß er eine sehr tiefe und klare Kenntnis in der Heilslehre hatte, so verworren auch sonst seine Gedanken öfters waren. Als das Berliner Gesangbuch den Gemeinden empfohlen wurde, wurde es in den anderen Dörfern wegen der Kosten abgelehnt; der Herr Oberst-wachtmeister aber erklärte in der Kirche vor der Gemein-de: „Wenn das Gesangbuch gut ist, will man das Geld geben, daß jeder ein Exemplar erhalte, aber man behält sich die Prüfung vor.“ Ich händigte ihm das Buch ein und war besorgt, weil ich gern den alten Porst behalten wollte. Am folgenden Sonntag nach der Predigt öffnete ihm sein Diener den herrschaftlichen Stuhl, und in seiner stattlichen Haltung trat er vor den Altar und sagte: „Man muß in solchen Dingen nicht leichtsinnig verfahren, man hat das Gesangbuch geprüft und viel Gutes darin gefunden; es fehlt aber der Teufel in den Liedern, und man ist der Ansicht, daß, wo der Teufel fehlt, auch der Herr Jesus in der ganzen Klarheit nicht erkannt ist. Man wird daher das Geld nicht geben und ferner aus dem Porst singen.“ Wenn in der Predigt etwas vorkam, was ihm gefiel oder nicht gefiel, so trat er öfters vor den Altar, und nachdem er in kurzen und kernigen Worten sich ausgesprochen hatte, schloß er immer mit denselben Worten: „Man hat das ge-sagt als Patron der Kirche und Gemeinde.“ Die Kirche war innerlich sehr verfallen und sah überaus dürftig aus. Als ich ihn einmal bat, sie zu restaurieren, antwortete er: „Wenn man etwas Schönes sehen will, kann man in den Wald gehen; in die Kirche geht man, um das Wort Got-

tes zu hören, man wird in der Kirche nichts ändern.“ Alles, was er den Armen gab, gab er eigenhändig, und wenn ich ihn bat, hier oder da zu helfen, so sagte er immer: „Man schicke den Menschen, und man wird geben.“ Als sein Ende kam, ließ er sich noch kurz vorher das heilige Abendmahl reichen, er bekannte: „Man ist ein großer Sünder gewesen, aber durch Jesu Blut geht man zu den Vätern.“ Er starb in großem Frieden. Zu seinem Begräbnis hatte sich eine große Schar von Bettlern eingefunden, die ihn begleitete. Als der Sarg in das Gewölbe gesetzt war, sagte einer mit lauter Stimme: „Wir haben viel verloren“; alle weinten laut, denn sie hatten wirklich viel verloren.

In einer Gesellschaft wurde einmal nach dem Essen und Trinken sehr leichtfertig über die Hölle gesprochen, und ein höherer Militär meinte, die Hölle sei eine Erfindung der Priester, um die Leute durch die Furcht in Ordnung zu halten. Ein vernünftiger Mensch aber müsse die Tugend um der Tugend willen üben und lieben. Die Heilige Schrift mache uns auch nicht bange vor der Hölle und lehre, daß alles Gute aus der freien Liebe hervorgehe. Ich saß dabei und wußte zuerst nicht, ob ich schweigen oder reden sollte; als aber etliche auf mich sahen, die am Vormittag in der Kirche gewesen waren — es war gerade am 1. Sonntag nach Trinitatis —, da stand ich auf und sagte den Text des Tages her: Es war einmal ein reicher Mann, der lebte alle Tage herrlich und in Freuden, und es war ein armer Mann Ich betonte die Worte Hölle und Qual in der Verlegenheit stärker, als es vielleicht nötig war. Alles schwieg still, und ich nahm den Hut und ging. Eine Störung in dem Verhältnis zu der Familie ward dadurch nicht veranlaßt.

Eine recht nachdrückliche Züchtigung ward mir einmal auf dem Filialdorfe zuteil. Der Amtmann feierte am Sonntag seinen Geburtstag und hatte mich zu Tisch geladen, weil der Ordnung nach gerade in der Gemeinde der Gottesdienst zuletzt gehalten war. Nach Tisch wurde Karte gespielt, und während ich auf meinen schon bestellten Wagen wartete, stand ich und sah zu. Da ward der Amtmann hinausgerufen und bat mich, auf einen Augenblick seine Karten zu nehmen. Da ich von der Universität her das Spiel kannte, so nahm ich die Karten und gab sie dann auch gleich wieder ab. Als ich aber Abschied nahm, begleitete mich der Hausherr und sagte auf dem Hausflur zu mir: „Sie haben mir heute einen großen Schaden gebracht; denn als ich hinausgerufen wurde, war der N. N. aus W. da und wollte bei mir als Statthalter in Dienst treten, ich war auch mit ihm einig, denn er ist ein braver

und redlicher Mann; als er aber sah, daß Sie die Karten in der Hand hatten, ist er zurückgetreten, weil, wie er sagte, er besonders der Kirche und der Predigt wegen hierher ziehen und seine seitherigen Verhältnisse habe aufgeben wollen; wenn er in eine Gemeinde ziehen wolle, wo der Pfarrer Karten spiele, so könne er bleiben, wo er jetzt sei." Dieser N. N. war seit einem Jahr sonntäglich mehr als eine Meile weit zur Kirche gekommen; nun aber ging er zu den Altlutheranern über und dann endlich nach Amerika. Diese Geschichte hat mir viel Kummer gemacht und auch auf längere Zeit bei frommen Leuten geschadet, weil davon lange gesprochen wurde.

Lange Zeit hatte ich gegen einen einflußreichen Mann etwas auf dem Herzen, aber sooft ich bei ihm war, fehlte mir der Mut, mit ihm über die Sache zu reden, weil ich besorgte, er werde es sehr übel nehmen; auch gingen seine Frau und Kinder ab und zu, und ich war selten allein mit ihm. Nach langem Zögern schrieb ich an ihn und bat ihn, mir Gelegenheit zu geben, ihn allein zu sprechen. Er antwortete sogleich und bestimmte Tag und Stunde. Nun war die Brücke abgebrochen; ich ging zu ihm, wir saßen auf dem Sofa, redeten von der Ernte und vom Wetter, bis er endlich fragte, was ich denn eigentlich wolle? Da sagte ich es gerade heraus und fügte hinzu, wenn das so sei, so sei es vor Gott nicht recht. Der Mann leugnete und verteidigte sich durchaus gar nicht, erzählte, wie er dazu gekommen sei, und meine Furcht, daß er es übelnehmen werde, war ganz unbegründet. Er unterließ wirklich die Sünde und hat mir immer viel Liebe und Vertrauen erwiesen.

Es geschieht manchmal, daß die Leute glauben, daß die Predigt sich auf sie allein beziehe, ohne daß es der Prediger beabsichtigt. Im Filial wohnte eine Tagelöhnerfamilie, die als ordentlich bekannt war und auch hin und wieder in die Kirche kam. Eines Sonntags saßen Mann und Frau beisammen, und es fiel mir auf, daß sie beide am Schlusse des Gottesdienstes sehr bewegt waren. Am Nachmittage kam der Mann in sehr großer Aufregung zu mir und beklagte sich darüber, daß ich vor der ganzen Gemeinde sein Unrecht aufgedeckt habe; da nun einmal alles bekannt sei, so wolle er es auch in Ordnung bringen. Ich wußte in der Tat gar nichts; es kam nun aber heraus, daß er vor achtzehn Jahren in Mecklenburg seine rechtmäßige Frau verlassen und sich mit der Person, mit der er lebte, zusammengegeben hatte. Er hatte mehrere Kinder, die alle als ehelich in das Kirchenbuch geschrieben und auch zum Teil als solche konfirmiert waren. Es war ihm und

auch der Person nicht auszureden, daß ich um alles wisse. Sie wurden nach Untersuchung ihrer Angaben in aller Stille getraut. So kam es auch wiederholt vor, daß einzelne meinten, ich wüßte um ihre Unehrllichkeit und hätte auf der Kanzel ihnen das zu verstehen gegeben. Sie brachten mir das Entwendete, um mich abzuhalten, sie anzuzeigen, und waren sehr dankbar, wenn sie ohne Schande davonkamen. Ich muß aber dabei sagen, daß das gewöhnlich bei jungen Leuten der Fall war. So erinnere ich mich jetzt noch eines jungen Mädchens, das ein Tuch, und eines Knaben, der ein Paar Holzpantoffeln gestohlen hatte, die am späten Abend kamen und die Sachen brachten. Die Anwendung der Predigt auf das Gewissen des einzelnen ist etwas, was allein der Heilige Geist tut, und darum muß man nie ohne Gebet auf die Kanzel gehen; denn ohne Gebet bleibt das Wort kalt und ohne Wirkung.

Die Tagelöhner

Im Heidentum gab es nur Freie und Sklaven, das Christentum will die Freiheit aller; aber es ist eine arge Täuschung, wenn man große Massen in der Christenheit ohne Christentum dahingehen läßt. Nur die der Sohn Gottes frei macht, können die Freiheit tragen.

In dem Stände der Tagelöhner und der Fabrikarbeiter entwickelt sich aber öfters ein Groll und ein Haß gegen die Wohlhabenden, der nur der Anregung bedarf, um zur Empörung zu schreiten. Eine Freiheit ohne Gottesfurcht ist des Teufels Reich auf Erden.

Ich war gezwungen, mein Augenmerk auf das Gesinde und die Tagelöhner zu richten, weil sie eigentlich die Gemeinden bildeten, an denen ich arbeiten sollte. Das erste, was ich tat, war der Versuch, persönlich mit ihnen bekannt zu werden. Mein Weg ging wieder durch die Schule in die Familie. Aber wie schwer hielt es, den Vater oder die Mutter zu sprechen; sie waren alle Tage auf dem Amte und bei der Arbeit, und am Sonntage hatte ich dreimal zu predigen und glaubte dann das Recht zu haben, in den übrigen Stunden zu ruhen. Das, was mich besonders abstieß, war die Roheit in Worten und Taten. Die ehelichen Verhältnisse bei den Armen sind ganz anderen Gefahren ausgesetzt als bei den Reichen. Schwere Arbeiten und drückende Sorgen machen den Menschen mürrisch, verdrießlich und verzagt. Die armen Kinder wurden, wie ich meinte, zu hart und zu lieblos behandelt. Die Unreinlichkeit und das Ungeziefer in den Wohnungen, der unerträg-

liche Geruch in den niedrigen Stuben, in denen die Betten den meisten Raum einnahmen — denn in den meisten Stuben wohnten zwei Familien —, auch der Schmutz hinter und vor dem Hause, das sittliche Elend, Trunksucht, Unzucht, Fluchen u. dgl. machten es mir oft schwer, meiner Pflicht nachzukommen. Wenn ich aber hörte, daß der Mann oder die Frau oder einer von den Alten krank war, so ging ich fleißig hin. Die Pflege der Kranken war oft den kleinen Kindern überlassen und daher sehr dürftig. Ein Arzt wurde von der Herrschaft gehalten, aber die Befolgung seiner Anordnungen war sehr mangelhaft. Solche Besuche dürfen nicht zu kurz sein, man muß in Ruhe und Geduld bei dem Bette aushalten und sich nicht scheuen, hier oder da Hand anzulegen, um dem Kranken Erleichterung zu bereiten, auch dafür sorgen, daß ihm solche Speisen bereitet werden, die ihm gedeihlich sind. Mit dem bloßen Beten und Trösten ist es nicht abgemacht, es ist sogar manchmal wenig angebracht. Als ich einmal auf die Predigt mich vorbereitete und darüber nachdachte, wer wohl am Sonntag in der Kirche sein würde, und was ich besonders zu sagen hätte, da gingen die Tagelöhnerfamilien an meinem Geist vorüber, und ich stand bei jedem still und war sehr zweifelhaft, ob wohl dieser oder jener kommen möchte. Die Bibel lag auf dem Tische aufgeschlagen, weil ich eben in der Zeit die Heilige Schrift ganz im Zusammenhange durchlas. Es war das 6. Kapitel des 2. Buches Mosis, bis wohin ich gekommen war. Mein Auge fiel auf den 9. Vers, wo geschrieben steht: „Moses sagte solches den Kindern Israel; aber sie hörten nicht vor Seufzen und Angst und harter Arbeit.“ Es ist immer merkwürdig, welchen Eindruck das Wort Gottes auf die Seele macht, wenn es so klar und deutlich ausspricht, was man so ungefähr gedacht hat. Ich muß bekennen, daß ich von dieser Stunde an ein sehr mildes und barmherziges Herz gegen das Gesinde und gegen die Tagelöhner gehabt habe, und wenn ich manchmal sehen mußte, daß mein Nachgehen, Suchen und Nötigen ganz vergebens war, so dachte ich an die Klage des Moses und wurde ganz stille; denn ich war ja sehr gering gegen Moses. Im Winter ging ich des Abends öfters in die sogenannten Familienhäuser und besuchte einzelne. Ein Mann hatte sieben Kinder, die schnell aufeinander gefolgt waren, er ließ es sich sauer werden und hatte einen guten Ruf. Seine Kinder schliefen schon, als ich einmal kam. Auf der Lade lagen zwei, und als ich meine Freude über die Ruhe und den Frieden im Gesicht der schlafenden Kinder aussprach, sagte der Vater: „Ja, die haben es noch gut und brauchen sich nicht mit

Sorgen zu quälen." Am Sonntag war der Mann in der Kirche. Ich wiederholte es oft, die Kinder haben es gut, denn sie brauchen sich nicht mit Sorgen zu quälen, und führte dann weiter aus, daß die, die den rechten Glauben haben, Kinder Gottes sind, daß der Herr ihnen das Sorgen verboten und ihnen gesagt habe, daß Er für sie sorgen wolle. Der Mann verstand mich, und es tat ihm sichtlich wohl, daß seine Aeußerung von der Kanzel wieder zu ihm kam. Ein andermal sah ich einen Drescher aus der Scheune kommen, seine kleinen Kinder liefen ihm entgegen, das eine nahm er auf den Arm, das andere hatte er an der Hand, und das dritte hielt sich am Rockschoß; ich redete ihn an und wünschte ihm Glück zu seinen Kindern. Er antwortete: „Ich muß mich wohl ihrer annehmen; denn ich bin ja ihr Vater.“ Als ich am Sonntag darauf den Mann beschrieb mit den drei Kindern, merkten alle sehr auf und ließen sich willig sagen, daß Gott der Herr auch an jedem Abend nach seinen Kindern sich umsehe und sich freue, wenn sie sich an ihn anklammerten; aber viele Kinder habe unser Herrgott, die ihm nicht einmal gute Nacht sagten und ganz vergäßen, daß er sich ihrer annehmen wolle.

Es sind die mühsamsten Jahre meines Lebens gewesen, die ich in dieser Gemeinde zugebracht habe; oft war ich fast verzagt und sehr müde, nicht von der Arbeit, sondern von der vergeblichen Arbeit; doch gelang es bei einzelnen wirklich, sie von den irdischen Sorgen hinüberzuleiten zu der Sorge um die Seele. Es ist viel gewonnen, wenn man erst eine Tagelöhnerfamilie im Orte hat, die sich regelmäßig zur Kirche hält, so daß man sagen kann: „Ihr sehet doch, daß es möglich ist.“ Aber noch viel mehr ist gewonnen, wenn unter der Masse erst einer ist, der als ein Zeuge unter ihnen arbeitet und wandelt. Es war nach und nach die Zahl der Familien, die Hausandacht hielten und Gott fürchteten, bis auf zehn gestiegen. Aber die Freude sollte nicht lange dauern. Im Sommer wurden sie am Sonntag zur Arbeit bestellt. Nach ihrer Meinung war die Sache nicht so dringend, und ohne Verabredung weigerten sie sich, zur Arbeit zu kommen; die Folge war, daß ihnen gekündigt wurde, und sie mußten zu Michaelis ziehen. Das war für mich ein harter Schlag, und, wie es schon oft geschehen war, ich mußte wieder von vorn anfangen. Besonders willig und aufmerksam muß man die Leute behandeln, wenn sie den Pastor von Amts wegen in Anspruch nehmen, bei Taufen, Begräbnissen usw., und die Gelegenheit benutzen, ihnen an das Herz zu kommen. Ein armer Knabe, den ich eingesegnet hatte, wurde krank;

ich besuchte ihn sehr oft; sein Ende kam, Vater und Mutter, die oft in Unfrieden lebten, standen dabei; der sterbende Knabe sah sie mit gebrochenen Augen an, streckte nach beiden die Hände aus und legte ihre Hände ineinander. Mich bewegte das tief; ich kniete nieder und betete um Frieden im Leben und im Sterben; unterdessen starb das Kind. Der Eindruck auf die Eltern war gewaltig und blieb nicht ohne Segen.

Bei einer Schulvisitation fand ich einen Knaben ohne Strümpfe und Schuhe, wie die meisten Kinder, aber er war in hohem Grade zerlumpt und abgerissen, sah auch sehr wild und roh aus. Der Lehrer hatte ihn auf den ersten Platz gesetzt, und als ich ihn fragte, weshalb er das getan habe, antwortete er so laut, daß alle Kinder es hören konnten: „Das ist ein seltener Gast, den muß man besonders ehren, und als er heute kam, fiel mir das Wort des Herrn Jesu ein: Wer ein solches Kind aufnimmt, der nimmt mich auf, und darum habe ich ihm den ersten Platz angewiesen.“ Dabei streichelte und liebte er den Knaben, was ihm gewiß lange nicht geboten war. Der Lehrer stand in dem Rufe, daß die Kinder so gern zu ihm in die Schule kämen, daß sie den Eltern heimlich fortliefen, um in die Schule zu gehen. Da dachte ich: Von dem Manne ist viel zu lernen. Hernach hörte ich von dem Lehrer, daß dieser Knabe, ein sogenannter Hütejunge, ein arger Dieb sei; aber mit fester Zuversicht setzte er hinzu: „Ich will ihn schon herumbringen; wenn ich ihn nur erst habe, ich spüre eine große Liebe zu ihm in meinem Herzen“; und es ist ihm auch gelungen. Ich habe den Knaben eingeseget und große Freude an ihm gehabt.

Ein Weg, an die Tagelöhner leichter heranzukommen, als wenn man den einzelnen aufsucht, liegt in der Einrichtung von Abendgottesdiensten, besonders in den Wintertagen. Damals waren die Abendgottesdienste etwas ganz Neues und Unerhörtes, wenigstens in der Gegend, wo ich stand, und ich beklage es sehr, daß ich teils nicht die klare Vorstellung von der Einrichtung solcher Stunden, teils auch nicht den Mut hatte, damit vorzugehen, auch wohl nicht ohne Grund besorgen mußte, daß der Superintendent dagegen einschreiten würde. Ich hätte allerdings in meinem Hause Versammlungen oder Betstunden halten können; aber ich war ohnehin in dem Ruf, ein Pietist zu sein, und wurde von mancher Seite her argwöhnisch angesehen. Die Gemeinschaftsmänner wurden, wie ich wußte, sehr unter polizeilicher Aufsicht gehalten, und daß ein Geistlicher sich dabei beteilige oder sie gar in seinem Hause halte, davon hatte ich in der ganzen Umgegend nie

gehört. Bei meiner natürlichen Schüchternheit war ich nicht geeignet, mit Neuerungen vorzugehen; auch fehlte mir der Reichtum der inneren Erfahrungen, der, wie ich den einen Stundenhalter kennengelernt hatte, dazu nötig zu sein schien. Ein Fall, der von gutem Erfolg war, hätte mich auf die rechte Bahn leiten können; aber neue Ideen werden schwer gefaßt und noch schwerer ausgeführt. Es war am Abend des letzten Tages im Jahre, als ich vor meiner Tür auf und nieder ging. Nach alter Gewohnheit wurde dieser Abend von vielen Leuten im Krüge zugebracht; Frauen, Männer und Kinder fingen an, sich zu versammeln. Der Krug lag neben der Pfarre und seltsamerweise mit der Schule und Küsterwohnung unter einem Dache. Der Küster, der gerade auch vor seiner Tür war, rief mir einen guten Abend zu; ich ging zu ihm, und er klagte mir, wie gerade die letzte Nacht des Jahres für ihn so schwer und unruhig sei, weil er wegen Tobens, Lärmens und Schreiens an Schlaf nicht denken könne. Ich sann nach, wie zu helfen sei, und wie von einem plötzlichen Einfall getrieben, sagte ich: „Wir wollen der Sache ein Ende machen; schließen Sie die Kirche auf und ziehen Sie die Glocken!“ Der Küster hatte dabei Bedenken, fügte sich aber doch, und ich sorgte für eine möglichst schnelle Beleuchtung. Sowie das Geläut erschallte, kamen alle aus dem Krug und aus den Häusern mit der Frage: Wo ist Feuer?, weil man glaubte, es stürme. Es wurde aber bald bekannt, und die erleuchtete Kirche bestätigte es, daß Gottesdienst gehalten werden sollte. Ich legte den Ornat an; aber da kam der Küster und sagte, der Patron, der auch ganz nahe bei der Kirche wohnte, sei sehr böse, habe sehr gescholten und wolle mich sprechen. Ich ging und suchte ihn zu besänftigen, aber vergeblich; er drohte mit Anzeige und dergleichen. Aber die Kirche hatte sich sehr bald gefüllt. „Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut“, sagte ich vor, und der kräftige Gesang tönte bis ins Schloß hinüber, so daß die Frau Patronin, von der Dienerschaft begleitet, kam. Vom Altar aus redete ich die Gemeinde an und zeigte, wie Simeon in Frieden dahingefahren sei, und fragte, ob sie das alte Jahr mit seinen Sünden ohne Buße beschließen wollte. Der sichtbare Erfolg war gut; nur zwei gingen in den Krug zurück, die andern gingen still in ihre Wohnungen und fehlten am Neujahrstage nicht in der Kirche. Seitdem wurde der Schluß des Jahres unter lebhafter Teilnahme nicht allein meiner Gemeinde, sondern auch vieler aus den benachbarten Dörfern in ähnlicher Weise begangen; aber zu regelmäßigen Abendgottesdiensten kam es nicht, und ich glaube, ich habe damit viel

versäumt. Jetzt sind die Abendgottesdienste, Bibel- und Betstunden sehr verbreitet; wenn sie nur immer in der rechten Weise gehalten würden!

Das Pfarrhaus

In neuerer Zeit hat man angefangen, die Kirchhöfe eingehen zu lassen, und die Begräbnisstätte vors Dorf verlegt. Das mag hin und wieder notwendig gewesen sein, aber schön ist's nicht. Es ist nicht gut, wenn man unmittelbar von der Straße in die Kirche kommt. Die hohe, überwölbte Pforte, die auf den Kirchhof führt, öffnet sich nur dann, wenn eine Leiche hinaufgetragen wird; die kleine Tür daneben dient den Lebendigen zum Eingang, wenn sie das Gotteshaus besuchen wollen. Es ist ein schöner, tiefer Gedanke, daß die Toten um die Kirche herum liegen, und daß, wenn das Grab geschlossen ist, die Gemeinde gleich in das Haus des Herrn geht, nicht allein, um Trost zu hören, sondern auch, um daran erinnert zu werden, daß der Herr auferstanden ist, und daß wir nicht sind wie die, so keine Hoffnung haben. Wer in die Kirche geht, sieht die Gräber der Seinen, und sein Fuß wandelt über dem Staube seiner Vorfahren. Das dient alles dazu, um das Herz dem Worte Gottes zu öffnen. Auf dem Filial stehen oder sitzen die Leute auf dem Kirchhof bei den Gräbern und warten, bis der Pastor kommt. Es ist erbaulich, so eine schweigende oder leise redende Versammlung zu sehen, wie sie warten. Die Glocken rufen: Kommt, denn es ist alles bereit! Die Straße des Dorfes füllt sich von neuem, und im Sonntagskleide gehen sie hinauf durch die kleine Tür über die Gräber hinweg in das Haus Gottes. In der Kirche hängen die Kronen und die Kränze, die Erinnerungszeichen derer, die draußen liegen, und predigen von dem Ueberwinder des Todes. Am Abend aber, wenn es dunkel ist, geht man nicht gern allein über den Kirchhof, weil man weiß, daß die Toten nur schlafen und nicht gestört sein wollen; nur der Pastor und der Küster fürchten sich nicht, weil sie im Dienste dessen stehen, bei dem kein Wechsel des Lichts und der Finsternis ist. Die Vögel des Himmels aber fliegen, besonders wenn es Abend wird, gern dem Kirchturm zu und bauen ihre Nester in den kleinen Oeffnungen, die sich im Mauerwerk befinden. Der Storch geht gern auf dem langen Kirhdach spazieren und sieht stolz hernieder auf das Getümmel der Menschen. Es wird gesagt, daß er, wenn er kommt, um den Frühling zu bringen, ehe er sein Nest aufsucht, immer erst

um den Turm herumfliege; und wenn die Krähen ihn umkreisen, weiß jedes Kind, daß es morgen stürmisches Wetter werden wird. Von besonderem Interesse für alle sind die Inschriften auf den Kreuzen und Schildern an den Gräbern. Der Schulze und der Gerichtsmann und dergleichen hochgestellte Leute lassen wohl schon ein Gitter machen und kaufen ein eisernes Kreuz; andere lassen es vom Tischler oder Stellmacher, der im Dorfe wohnt, anfertigen, der auch die Inschrift dazu macht, wie sie bestellt wird; meist ein einfacher Bibelspruch oder ein schöner Vers aus dem alten Gesangbuche. Die Herrschaft hat ein Gewölbe, in dem man durch ein Gitter die schönen Särge stehen sehen kann.

Das nächste Haus an der Kirche ist das P f a r r h a u s. Die Studierstube hat das Fenster nach dem Kirchhof hinaus; und wenn der Pastor den Turm ansieht, muß er den Kopf sehr erheben und die Augen mehr nach oben richten, als alle andern Leute. Er hört die Betglocke in der nächsten Nähe viel nachdrücklicher als die übrigen Einwohner des Dorfes, und die Gräber reden zu ihm eine sehr laute Sprache. Der Garten zieht sich längs der Mauer des Kirchhofs hin, und eine Pforte erleichtert den Weg zu der Bank unter der alten Linde, von der man das Dorf nach beiden Seiten hin übersehen kann. Jeder, der auf der Straße geht, trägt eine unsterbliche Seele in sich, für die der Pastor einst Rechenschaft geben soll, ob er als ein guter Hirte gesucht, gelockt und genötigt hat. Auf der Bank unter der Linde wird manche stille Fürbitte gehalten. Der Herr aber sprach zu Mose, als er still betete: „Was schreiest du zu mir?“

Das Pfarrhaus ist ein Haus wie andere Häuser; wenn aber der Teufel durch das Dorf geht, um zuzusehen, ob er nicht eine Beute finden oder ob er sein Netz nicht aufstellen könne, so geht er um das Pfarrhaus dreimal herum und sieht zu allen Fenstern hinein. Die Dichter lieben es, die Pfarrhäuser ganz besonders als die Hütten des Friedens zu besingen. So schön auch alle Ideale sind, so sind es eben doch nur Ideale. Der Bauer aber und der Tagelöhner betreten das Pfarrhaus immer mit einem gewissen Respekt und legen gern ein besseres Kleid an, als sie bei der Arbeit tragen; sie erwarten auch, daß sie bei den gewöhnlichen Anmeldungen oder Bestellungen irgendein Wort hören werden, das nach dem Salz schmeckt, das die Jünger immer bei sich haben sollen. Das Pfarrhaus ist das Siegel auf die Predigt, oder es ist die praktisch gewordene Verkündigung des Evangeliums. Auf der Kanzel ist der Mann ein wahrer Held, wenn es gilt, andere zu ermahnen

und zu trösten; aber in seinem Hause ist er oft eine sehr feige Memme. In der Kirche kann er gar mutig und stark sich zeigen und andern Leuten große Dinge ansinnen, aber er selbst rührt das Schwert und die Last nicht an. Darauf sehen die Glieder der Gemeinde sehr genau. Etliche schließen daraus, daß alles, was auf der Kanzel gesagt wird, nicht so ernst gemeint ist, und andere denken an das Sprichwort: „Richtet euch nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Taten!“ Es ist das öffentlichste Haus im ganzen Dorfe; es wird von keinem Hause so viel geredet wie von dem Pfarrhause und dem, was auf der Pfarre sich zuträgt. So, wie die Leute stolz darauf sind, daß sie einen schönen Turm oder schöne Glocken haben, so rühmen sie auch gern ihren Pastor, daß er kräftig predige, daß er sehr gelehrt sei, daß er keinen Menschen scheue, daß er Zucht und Ordnung halte und namentlich auf die jungen Leute ein wachsames Auge habe. Von einem alten Pastor, der sehr geliebt und geehrt wurde, sagten die Leute, daß er des Sonntagabends durch das Dorf gehe, aber immer den Kantschu in der Tasche habe, und man erzählt, daß er einmal des Schulzen großen Sohn, der sich gegen die Mutter vergangen hatte, so lange geschlagen habe, bis er auf den Knien sitzend vor der Mutter das vierte Gebot mit dem „Was ist das?“ aufgesagt hatte.

Der eigentliche Gründer der Pfarrhäuser ist Luther, und daher muß auch in dem evangelischen Pfarrhause der Grundgedanke, der Luthers Seele bewegte, der die Reformation hervorrief und der dem Pastor das Recht wiedergab, ein Weib zu nehmen, zur Geltung und Darstellung kommen. Der Mensch wird gerecht und selig durch den Glauben. Die Gerechtigkeit aber, die vor Gott gilt, setzt voraus die Buße, wird ergriffen durch den Glauben und bewahrt in der Heiligung. Die Buße, der Glaube und die Heiligung sind die drei Säulen, die das Dach tragen, unter dem der Friede Gottes wohnt. Ein törichter Mann baut sein Haus auf den Sand, ein kluger Mann auf den Felsen. Der Felsen ist das Wort Gottes, und der Inhalt des Wortes Gottes ist eben darauf gerichtet, den Menschen zur Buße zu erwecken, zum Glauben zu nötigen und zur Heiligung zu kräftigen. Die Buße ist die fruchtbare Mutter der häuslichen Tugend; sie gebiert die Geduld mit den Menschen, weil sie nach der Geduld Gottes verlangt; sie macht sanftmütig, weil sie die Gebrechen des eigenen Herzens aufdeckt; sie macht nachsichtig, weil sie weiß, wie schwer es ist, daß ein Mensch sich besiege; sie macht demütig, weil sie den eignen Balken kennt und am an-

dern nur Splitter sieht. Der Glaube hilft des Lebens Not und Sorge tragen, weil er uns zu Kindern Gottes macht und die Seele nicht in des Lebens Kleinigkeiten untergehen läßt; er macht fröhlich, weil er uns die Gnade Gottes schmecken und fühlen läßt; er macht versöhnlich und freundlich, weil er Vergebung der Sünden hat und das freundliche Angesicht Gottes sieht. Die Heiligung ist der Wächter der Güter des Hauses, sie treibet fort und fort, dem Frieden nachzujagen, und macht fleißig, die Einigkeit im Geiste zu pflegen; sie bewahrt das Band der Vollkommenheit, die Liebe, die die größte ist unter den christlichen Tugenden. Es wohnt sich nicht darum schön in einem Hause, weil es groß und stattlich gebaut, weil es reichlich im Innern ausgestattet ist, und weil alle Vorratskammern gefüllt sind. Das menschliche Elend kann ebensogut im Palaste wohnen wie in der Hütte, und in der Hütte können Gottes Kinder ebensogut leben wie im Palaste. Die kalte Luft der eigenen Gerechtigkeit, der eisige Winter der Eitelkeit und Hoffart und das Fleisch mit seinen Früchten des Zankes und des Unfriedens lassen sich durch äußeren Glanz nicht vertreiben. Buße, Glaube und Heiligung aber sind des Hauses schönster Schmuck, und Gottes Engel schweben immerdar darüber und singen: „Friede auf Erden!“

Es hat aber kein Mensch und auch kein Geistlicher die Verheißung empfangen, daß er glücklich sein soll auf Erden. Alle Geistlichen sollen Kreuzträger sein. Wer mein Jünger sein will, spricht der Herr, der nehme sein Kreuz auf sich täglich und folge mir nach. Soweit die Schrift reicht, berichtet sie, daß die Kinder Gottes auf Erden nicht ohne Trübsal gewesen sind. Wir müssen alle durch viel Trübsal eingehen in das Reich Gottes. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß er auch in der Studierstube seine Lieblingswissenschaft fleißig treibe und besonders die wesentlichen Fortschritte der neueren Zeit verfolge. Der Gang in die Schule und der einsame Spaziergang sind der Meditation mehr förderlich als hinderlich. Zu empfehlen ist es auch, daß der Pastor oft ganz allein in die leere Kirche geht, sich in eine Bank setzt, in der dieser oder jener aus der Gemeinde zu sitzen pflegt, und Kanzel und Altar still betrachtet, auch die Kronen an den Wänden reden läßt. Wenn die Gemeinden das Recht aufgegeben haben, zu jeder Zeit in die offene Kirche zu gehen, der Pastor soll es nicht vergessen, daß von der Kirche geschrieben steht: „Hier will ich dich segnen, dich hören und zu dir kommen.“ Die ganz leere Kirche, besonders wenn sie alt ist, kann sehr erbauliche Reden halten.

Der Geist, der im Pfarrhause heimisch ist, hängt besonders davon ab, welches Geistes Kind die Frau Pastorin ist. Die Reformation hat dem evangelischen Geistlichen das Recht wieder erobert, ehelich zu sein. Wenn die katholische Kirche ihren Geistlichen das Heiraten verbietet, so hat die evangelische Kirche es erlaubt, aber doch nicht geboten; dennoch aber ist es dahin gekommen, daß man sich das Pfarrhaus, besonders auf dem Lande, fast kaum mehr ohne Hausfrau denken kann.

Ein Pfarrhaus kann und darf nicht ohne Hausandacht und Tischgebet sein, und es darf darin nichts geschehen, was frommen Leuten ärgerlich und anstößig ist; es darf z. B. nicht in ihm Karten gespielt, getanzt, es dürfen darin nicht weltliche Gastereien und Diners gegeben werden. Was die Einrichtungen der Hausandachten betrifft, so muß man sich nach den Umständen und Bedürfnissen richten. Im ersten Amtsjahr auf der zweiten Stelle predigte ich einmal über Hausandachten; da kam ein alter Mann, der die Eigentümlichkeit an sich hatte, daß er alle Menschen Du nannte, und sagte: „So ist es recht; solange in den Häusern kein Tischgebet, keine Hausandacht geübt wird, ist alles vergebens; du mußt die Predigt so oft wiederholen, bis die Leute anfangen.“ Ich folgte dem Rat und hielt, indem ich die Worte des Alten zur Entschuldigung anführte, mit einigen Veränderungen dieselbe Predigt fünfmal; da kam der Alte und sagte: „Nun höre auf; es haben schon fünf Familien angefangen.“

Die Erziehung der Kinder ist auch eine Aufgabe, die der Pastor und seine Frau besonders ernstlich ansehen müssen. Es ist ein gar böses Ding, wenn des Predigers Söhne die wildesten und ungezogensten sind im ganzen Dorfe und des Predigers Töchter putzsüchtig und hochmütig einhergehen und den Leuten allerlei Veranlassung zu Erzählungen von ihrer Hoffart und Leichtfertigkeit geben. Das Wort Gottes fordert von den Kindern, daß sie den Eltern gehorsam sein sollen; aber von dem Pastor heißt es noch besonders, er habe gehorsame Kinder. Daß ein Pastor bekehrte und gläubige Kinder habe, ist nicht gefordert, aber gehorsame Kinder soll er haben.

Der Pastor muß stets eingedenk sein, daß er nicht nur Hausvater, sondern daß er vornehmlich Hirte der Gemeinde ist, und daß er der ganzen Gemeinde angehört und ihr verantwortlich ist. Erst das Amt, dann das Haus. Eine rechte Pfarrfrau muß es sich klar machen, daß der Mann ihr nicht allein gehört, sondern daß er früher der Gemeinde angehörte als ihr und sich früher mit der Gemeinde verlobt hatte als mit ihr. Sie darf sich daher auch

in die amtlichen Sorgen und Geheimnisse nicht eindringen wollen. Sie darf keinen Brief erbrechen, der an den Mann gerichtet ist, und muß nicht jeden Brief lesen wollen. Was die Leute in der Studierstube reden, geht sie nichts an. Es ist ein sehr böses Ding, wenn im Pfarrhause die Neuigkeiten des Dorfes ihren Mittelpunkt finden, und wenn Klatschereien besprochen werden. Die Gemeinde muß es erfahren und glauben, daß der Pastor ein sehr verschwiegener Mann ist, der auch über anscheinend gleichgültige Dinge, die die Gemeindeglieder angehen, nicht spricht. Die Frau muß den häuslichen Verdruß möglichst fern von dem Manne halten und ihn nicht aufreizen durch allerlei Anklagen; auch muß sie nicht ängstlich besorgt sein, daß der Mann sich im Amte aufreibe, und darf seinen Leib nicht wie einen Götzen pflegen. Der alte Mensch kann nichts weniger vertragen als zu viel Pflege, dadurch wird der Leib faul und träge; je mehr Umstände man mit ihm macht und je mehr Rücksicht man auf ihn nimmt, desto unverschämter wird er. Der Leib ist ein Knecht, und wenn er auch hin und wieder sich auflehnen will, so soll man das Oportet ihm gegenüber nur ernstlich geltend machen, so wird er sich schon fügen. Wer sich in seinem Amte aufreibt, ist nicht zu beklagen, für Weib und Kind wird dann gewiß der Herr des treuen Knechtes sorgen. Es ist sehr schön und gut, wenn die Frau Pastorin sich der Kranken, Elenden und Wöchnerinnen treulich und fürsorglich annimmt, ihnen eine schöne Suppe kocht und sie erquickt.

Der Küster und der Lehrer

Schon in dem ersten Amtsjahr war mein alter Küster mein wahrhaft väterlicher Freund, von dem ich viel gelernt habe, und dem ich auch viel verdanke. Mit der Kindertaufe hat die Kirche auch die Pflicht übernommen, die Kinder halten zu lehren alles, was Er uns befohlen hat. Die christliche Volksschule ist eben aus der Taufe hervorgegangen und hat zur Aufgabe, den Samen zu pflegen, der im Sakrament in das Herz des Kindes gelegt ist. Daher kann der Pastor seine Schule nie als eine Anstalt ansehen, die neben der Kirche besteht, sondern sie ist notwendig mit der Kirche und mit seinem Amte verbunden. Es liegt daher in seinem Interesse, daß er mit dem Lehrer in recht herzlicher Einigkeit umgehe und lebe, und wenn er ihm nicht anders ankommen kann, so muß er im Kämmerlein nicht nachlassen, ihm nachzugehen und ihn

zu suchen, bis er ihn gefunden hat. Wenn der Lehrer den Geist des Gebets an seinem Pastor fühlt, dann wird er sich auch nicht fort und fort gegen ihn wehren. Ein Lehrer, der gläubig ist und unter einem unbekehrten Pastor steht, hat es wirklich sehr schwer; aber ein Pastor, der einen unbekehrten Lehrer hat, kann leichter zu seinem Herzen kommen, wenn er in aufrichtiger Demut ihn leitet und um ihn treulich wirbt.

Es gibt keinen Küster, der einen Pastor hat, der vollkommen wäre, und auch keinen Pastor, der einen Küster hat, der vollkommen wäre; sondern wo beide zusammen sind, da sind immer zwei arme Sünder beisammen. Wenn Paulus im Galaterbrief am sechsten schreibt: „Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen, und so ein Mensch von einem Fehler übereilet würde, so helfet ihm wieder zurecht mit sanftmütigem Geiste, die ihr geistlich seid, und siehe auf dich selbst, daß du nicht auch versuchet werdest“, so habe ich dabei oft und viel an das Verhältnis zwischen Pastor und Küster denken müssen; darin liegt die notwendige Grundlage, „mit sanftmütigem Geiste zurechtzuhelfen“; das aber geschieht nur durch Fasten und Beten und am wenigsten durch absichtsvolle und kluge Berechnung.

Des Pastors heilige Pflicht wird es unter allen Umständen bleiben, die Schule als ein liebes Kind zu pflegen, mit den Lehrern christlichen Umgang zu pflegen, sie zu trösten und zu stärken durch Gottes Wort und sie nicht als Fremde anzusehen, sondern als solche, die ihm helfen, die künftige Gemeinde für den Herrn der Kirche zu gewinnen. Auch muß der Pastor in den Predigten recht oft auf die Kinder Rücksicht nehmen. Wenn er verlangt, daß die Lehrer sie zur Kirche führen sollen, muß er auch nicht vergessen, daß sie da sind. Die Eltern hören es gern, wenn die Kinder in der Predigt angeredet und ermahnt werden, und die Kinder fühlen, daß sie auch ein Recht in der Kirche haben, wenn hin und wieder etwas vorkommt, das ihre Pflichten und Verhältnisse angeht.

Die Zeit der Separation und der Erweckung in der Gemeinde

Wenn auch seit den Tagen der Freiheitskriege einzelne sich wieder dem lebendigen Gott, dessen Hand sie gefühlt und zu dem sie in der Not geschrien, zugewandt hatten, so waren es doch im Verhältnis zu der ganzen Kirche eben

nur einzelne, und es gab große Flächen im Lande, die noch ganz im Todesschlaf träumten. Der Rationalismus, der immer mehr in Fäulnis überging und das Leben in den Gemeinden verwüstete, wohnte in stolzer Sicherheit in den Pfarrhäusern und war im ungestörten Besitz der Kanzeln und Altäre. In den höheren Regionen, besonders auf dem Gebiet der theologischen Wissenschaft, war der Kampf schon mit Heftigkeit entbrannt; aber in den Provinzen hatte der Rationalismus sein bleiernes Regiment noch im ganzen Umfang, und nur auf sehr vereinzeltten Punkten fing es an, sich zu regen. Die Kirchen sahen im Innern gar traurig, verfallen, unsauber und unreinlich aus. Aus den Häusern war das tägliche Gebet, sogar das Tischgebet verschwunden, und wo es noch geblieben war, war es oft nur eine tote und leere Form der Gewohnheit geworden. Die Gleichgültigkeit hatte sich der Herzen in solchem Grade bemächtigt, daß kaum noch von Gott und seinem Worte die Rede war. Hin und wieder hatten sich einzelne zu einer Gemeinschaft versammelt, die in Geduld den Spott der Geistlichen und der Gemeinden trugen und sich durch alte Predigtbücher, besonders von Schubert, Francke und Arndt, erbauten und die alten Lieder der Kirche sangen.

Die Pastoren trieben Ackerbau, spielten Karten und gaben den wenigen ernsteren Gliedern der Gemeinden mancherlei Aergernis; die übrigen aber stießen sich auch nicht einmal mehr daran. Wenn es nicht gegen das Gefühl und gegen das alte Gesetz: *De mortuis nil nisi bene* (Ueber die Toten soll man nur Gutes sagen) wäre, so könnte ich wohl Dinge erzählen, die von dem Leben der Pastoren auf den fetten Stellen herumgetragen wurden, daß man sich gewiß nicht wundern würde, daß es endlich zu einer Separation von der Kirche kam, die solche Dinge duldete. Von der Seelsorge war nicht mehr die Rede. Ein Prediger aus der Nachbarschaft hatte am ersten Osterfeiertage gegen die Auferstehung des Fleisches gepredigt; ein Mann geht zu ihm und fragt, ob er ihn recht verstanden habe; er findet den Pastor beim Kartenspiel, und dieser nimmt einen Groschen vom Tisch und sagt: „Gehe er hin und kaufe er sich dafür einen Strick und hänge er sich auf, dann wird er erfahren, was es mit der Auferstehung auf sich hat, und wenn er kann, so komme er und sage uns, was daran ist.“ Der Mann kam zu mir und verlangte, ich solle ihm eine Eingabe an den König machen, damit der Geistliche belehrt werde. Als ich mich weigerte, schwieg er zuerst und sagte beim Abschied: „Ich sehe wohl, daß eine Krähe der andern die Augen nicht aushackt.“

Durch leidenschaftliche Predigten nahm die Separatistenbewegung immer mehr zu. Die Pastoren, besonders die, welche das Vertrauen der Stillen im Lande genossen hatten, wurden mit großem Mißtrauen angesehen und immer mehr verlassen. Die Austrittserklärungen aus der Landeskirche nahmen in solchem Grade zu, daß zu besorgen war, es würden in den Gemeinden nur solche übrigbleiben, die sich um Gott und sein Wort gar nicht mehr bekümmerten; und selbst solche, die ihren Austritt noch nicht formell vollzogen hatten, besuchten die Kirche nicht mehr, sondern gingen in die Versammlungen, die der Separatist Ehrenström hielt. Die Not und Ratlosigkeit der Pastoren und Superintendenten wurde immer größer.

Durch den Regierungswechsel und den Tod des Ministers Altenstein hatte die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten in den höchsten Regionen eine ganz andere Wendung genommen. Man war endlich zu der Ansicht gekommen, daß die seitherige polizeiliche Behandlung der Angelegenheit eine ganz verfehlte sei, daß religiöse Ueberzeugung sich weder erzwingen noch dämpfen lasse, und daß man, mit je größerer Strenge man einschritt, desto mehr zur Förderung und zum Wachstum der Bewegung beitrage. Die Willigkeit, um des Glaubens willen zu leiden, war eine Macht, gegen die die Polizei und alle bürokratischen Maßregeln sich ohnmächtig erwiesen hatten. Daß in Preußen Tausende das geliebte Vaterland um des Glaubens willen verließen, war etwas so Unerhörtes, daß der König und sein Minister Eichhorn andere Wege einschlugen, um die Gemüter zu beruhigen. Die Gefangenen wurden in Freiheit gesetzt und den Geistlichen der Separierten der Verkehr mit ihren Gemeinden gestattet. Aber das verlorene Vertrauen zu den kirchlichen Oberen wieder zu gewinnen, gelang so leicht nicht. Die Separierten hatten das Gefühl des Sieges, und das Vertrauen zu ihrer Macht und ihrem Recht nahm sichtbar zu.

Um die Zeit der größten Aufregung der Gemüter wurde ein entschieden lutherisch gesinnter, sehr begabter und aufrichtig frommer Mann in die Gemeinde berufen, in der die Separation am weitesten um sich gegriffen hatte, und ich erhielt das Pfarramt in der nahegelegenen kleinen Stadt, in der gleichfalls Ehrenström immer mehr Anhang gewann, der jedoch zu der Zeit meiner Uebernahme des neuen Amtes sich noch nicht von den Breslauern losgesagt und die Auswanderung vorbereitet und eingeleitet hatte. Wir fühlten beide die große Schwierigkeit der Aufgabe, die uns gestellt war, fanden jedoch in dem gemeinsamen Leiden, Kämpfen und Arbeiten Mut und Trost durch das

Gebet und Gottes Wort. Schon vor dem Anzuge erhielt ich Briefe ohne Namen, in denen ich gewarnt wurde, die Stelle anzunehmen, weil das Licht dort aufgefungen sei und man die falsche Lehre erkannt habe. Das Pfarrhaus hatte eine Zeitlang leer gestanden, und obgleich es sonst ein schönes Haus war, so machte es doch den Eindruck des Wüsten und Leeren. Meine Familie war noch zurückgeblieben, nur eines meiner Kinder war bei mir. Kein Mensch begrüßte uns; nur der Kantor kam, weil es Sonnabend war, um für morgen die Lieder zu holen. Ich ging zu einer bekannten Familie; aber die Leute, die mir auf der Straße begegneten, dankten kaum, wenn ich grüßte, und am Abend wurden von unnützen Buben mehrere Steine durch die Fenster geworfen. Am Sonntag war die geräumige Kirche fast ganz leer, ich zählte vierzehn Zuhörer; aber unter diesen waren zwei, die mir schon lange dem Namen nach bekannt waren, die vor der lutherischen Bewegung der Mittelpunkt des kleinen Häufleins gewesen, nun aber ganz verlassen waren. Sie hatten so lange den Aufreizungen und Versuchungen zum Austritt aus der Kirche Widerstand geleistet. Der eine gehörte der lutherischen, der andere der im Orte vorhandenen kleinen reformierten Gemeinde an; beide lebten in herzlicher Liebe und Eintracht miteinander in wahrer Union, obgleich jeder seiner Kirche treu blieb, und trauerten von Herzen über die eingetretene Spaltung. Meine Predigt handelte von dem Kreuz des Herrn als der Summe alles Wissens und aller Kraft in seinem Reiche. Als der letzte Vers gesungen war, kamen diese beiden Männer sehr ernst und feierlich in den Pfarrstuhl und sprachen: „Wir fragen Sie vor Gott dem Herrn, ob es wirklich in der Landeskirche erlaubt ist, so zu predigen, wie Sie eben getan haben, und ob Sie, wenn ein Glied der Behörden oder des Konsistoriums in der Kirche gewesen wäre, ohne Gefahr der Absetzung auch dasselbe hätten sagen dürfen?“ Ich war zuerst erschrocken über das Mißtrauen, das diese Männer gegen das Kirchenregiment hegten; so arg hatte ich es mir nicht gedacht. Ich faßte nach der Bibel, die vor mir lag, hob sie in die Höhe und wiederholte, was ich auf der Kanzel schon gesagt hatte, daß ich, soweit meine Erkenntnis reiche, durch des Herrn Gnade nichts verschweigen und nichts hinzusetzen wolle zu dem, was der Mund des Herrn geredet hat. Die Männer falteten die Hände, und der eine, ein kleiner Mann mit lebhaftem Blick, sprach: „So segne denn Gott Ihren Eingang bei uns!“ — In dem einen Filial war die Kirche ziemlich besucht, in dem andern aber sehr leer. —

Die erste Zeit in den neuen Gemeinden war so reich an allerlei Ereignissen, daß ich nur noch eine klare und bestimmte Erinnerung von einzelnen Dingen habe, ohne genau die Zeitfolge angeben zu können. Anonyme Briefe gingen reichlich ein und wurden oft in der Halle vor meiner Tür gefunden. Bald wurde ich ein Lügenpriester, ein Diener des Baal, ein stummer Hund usw. gescholten, dann wurden wieder einzelne Bibelstellen, die besonders oft von den Separierten angeführt wurden, in Abschrift mir zugeschickt, z. B.: Wer mich verleugnet vor den Menschen, den will ich wieder verleugnen vor meinem himmlischen Vater. — Wer ein anderes Evangelium predigt, der ist verflucht. — Wie stimmt Christus und Belial? —

Bald nach meinem Anzuge hieß es an einem Sonntag: Heute kommt Ehrenström! Am Nachmittag strömten die Menschen von allen Seiten herbei, zu Wagen und zu Fuß; mehr als tausend Menschen drängten sich auf dem Markt zusammen. Die große Begabung des Mannes und die Verfolgungen, die er gelitten hatte, umgaben ihn mit einem Ansehen und hüllten ihn in einen Heiligenschein, daß er förmlich verehrt wurde, und was er redete, das galt wie vom Himmel herabgeredet. Wir Lutheraner sind die wahre Kirche des Herrn und haben seine Verheißungen; wir sind die Auserwählten, wir sind die Kreuzträger, die einst Kronen tragen werden. Dann wieder das alte Lied von der unierten Kirche, in der nur Menschenlehre zu finden sei, in der es keine Vergebung der Sünden und kein Sakrament gebe. Wer selig werden will, muß zu uns kommen. Am Schluß der Predigt wurden die Namen derer verlesen, die in der letzten Zeit zur Gemeinde übergetreten waren, und für sie gebetet, aber auch für die, welche schon überzeugt wären, daß sie in der falschen Kirche keinen Frieden finden könnten, die aber noch zu sehr das Kreuz und die Schmach scheuten. Zum Schlusse wurde von der großen Versammlung mit gewaltiger Stimme und unter großer Bewegung gesungen: Ein' feste Burg ist unser Gott. — In der folgenden Woche erhielt ich mehrere Absagebriefe, die alle etwa so lauteten: „Weil ich gern selig werden möchte, und weil in der ruinierten Kirche Gottes Wort verdunkelt ist, darum sage ich mich von der falschen Kirche los und will zur lutherischen Kirche zurückkehren.“

Sehr traurig sah es auch in der Schule aus; in einer Klasse, in der achtzig bis neunzig Kinder sein sollten, fand ich nur sieben. Obgleich die Lehrer geschickte und befähigte Männer waren, so war doch das Geschrei, daß die Lehrbücher in der Schule verfälscht wären, daß in den

Lesebüchern Fabeln statt Gottes Wort und Lügen statt der Wahrheit ständen, allgemein verbreitet. Die Lautiermethode gab Veranlassung zu dem Gerücht, die Kinder müßten in der Schule Töne hervorbringen bald wie die Katzen, bald wie die Bären und Schweine und würden nicht in der Weise der Väter unterrichtet; sie würden in der Schule nicht zu Menschen erzogen, sondern zu Tieren, müßten brummen und knurren und miauen lernen. Das sei die Folge des Abfalls vom alten Glauben, daher müßten die Kinder auch neben den alten Liedern Schelmenstücke singen. Damit bezeichneten sie jedes Lied, das nicht im Gesangbuch steht, z. B.: Heil dir im Siegerkranz, oder: Es blasen die Trompeten, u. dgl. Alle Belehrung half nichts, denn immer kam die Frage wieder: Wozu ist das alles, sind unsere Väter nicht auch kluge Leute gewesen, die auch selig geworden sind ohne dergleichen Narreteidinge? Wir wollen, daß unsere Kinder in Gottes reinem Worte unterrichtet werden usw.

Wenn ich jetzt auf diese Zeit zurücksehe, so erscheint sie mir freilich in einem anderen Lichte als damals. Es ist immer schwer, verkannt und ungerecht beurteilt zu werden, und für den Pastor ist es am allerschwersten, wenn er in der Gemeinde von denen verworfen wird, die die Barmherzigkeit des Herrn an ihrem Herzen erfahren haben, und wenn von allen Seiten Mißtrauen ihm entgegenkommt, seine Wirksamkeit unmöglich und seine Arbeit vergeblich macht. Je näher ich innerlich den Separierten stand, desto mehr beugte und betrübte mich ihre Unzugänglichkeit. Jeder neue Lossagebrief nagte an meinem Herzen und verscheuchte die Ruhe von meinem Lager. Jetzt bete ich die wunderbaren Wege Gottes an, die ich damals nicht begreifen konnte. Was ich jetzt tue, verstehst du nicht, du wirst es aber hernach erfahren, sprach der Herr einst zu Petrus; dennoch aber bleibt es schwer, im Finstern zu sitzen und zu warten auf sein Licht. Die Kirche des Herrn ist da, wo Gottes Wort lauter und rein verkündigt wird und die Sakramente nach seiner Einsetzung unverfälscht verwaltet werden. Jetzt sehe ich ein, wie der Herr nach dem Abfall der Kirche von seinem Wort ein Stück nach dem andern durch schwere Kämpfe ihr hat wiedergeben wollen. Durch den Kampf mit dem Rationalismus war es dringend geboten worden, sich tiefer und tiefer in die Heilige Schrift zu versenken und statt der Vernunft Gottes Wort wieder auf den Leuchter zu stellen. Durch die Union war der Kampf um die Bekenntnisse der Kirche und besonders um das heilige Sakrament des Altars entbrannt, und man darf nicht unge-

rechterweise übersehen, wieviel man den treuen Zeugen verdankt, die die Union in eine andere Bahn gebracht haben. In der neuesten Zeit zwingt uns der Baptismus, die Lehre von der Taufe gründlich zu behandeln und vergessene Wahrheiten wieder an das Licht zu ziehen. So führen Gottes Wege aus der Finsternis zum Licht, und wie einst Joseph zu seinen Brüdern sprach: „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen; Gott aber hat es gut gemacht“, so kann auch die Tochter Zion zu allen ihren Feinden sprechen. Der Rationalismus hat es hervorgerufen, daß die alte Fahne der Reformation, die Gerechtigkeit ohne Werke aus Glauben, wieder das Zeichen wird, um das sich die Gläubigen scharen und ihre Triumphe feiern können.

Die Zukunft liegt in des Herrn Hand, und wir wissen, daß alle seine Gerichte zum Verderben seiner Feinde und zur Verherrlichung seines Reiches dienen müssen, er hat mit den Seinen nicht Gedanken des Leides, sondern des Friedens. Wie wir aber in der Gegenwart uns zu stellen haben, das ist die Frage, die jeder sich zu beantworten suchen muß, so daß er möglichst vor Sünden bewahrt bleibe. In allen kirchlichen Fragen ist die wahre Weisheit und Erkenntnis immer nur bei denen zu finden, die ein bußfertiges Herz haben. Nun ist es freilich immer schwer, seinen Gegnern Buße zu predigen; desto nötiger ist es aber, daß man es bei seinen Freunden treulich tue, — daß man in wahrer Buße sein eigen Herz täglich beuge und dann zusehe, wie man den Splitter aus des Bruders Auge ziehe.

Durch den Umgang und die Behandlung der Erweckten hatte ich freilich schon tiefer in das Leben einzelner und in die Arbeit des Heiligen Geistes an ihren Herzen hineingesehen; aber was ich in der Privatbeichte mit ihnen anfangen sollte, und wie die Sache in eine gewisse Ordnung zu bringen sei, wußte ich nicht. In der Kirche war die Sitte, daß jeder nach der Beichte und nach Verlesung der allgemeinen Beichte an den Altar trat, mir die Hand gab und dann die Absolution in der Form der Verkündigung empfang. Zuerst blieb einer, der bis dahin zu den Separierten gehört hatte, sitzen, und kam nicht zum Altar, fand sich dann aber in der kleinen, engen Sakristei ein und fragte, ob es verboten sei, daß der einzelne beichte und in rechter Weise absolviert werde. Ich forderte ihn auf, am Abend zu mir zu kommen. Er kam, ich legte den Ornat an, und nachdem ich mit ihm kniend ein Gebet um Erkenntnis der Sünde und um Trost im Glauben gehalten hatte, sagte er unter großer Bewegung ein kräftiges und schönes Beichtformular her und bat um die Absolution an Christi Statt.

Ich knüpfte daran ein Gespräch über die Heilslehre, und nachdem ich ihn gefragt hatte, ob er noch ein besonderes Anliegen auf dem Herzen habe, und er sich auf den allwissenden und heiligen Gott berufen hatte, der sein armes Herz kenne und wisse, wie sehr er der Vergebung der Sünden bedürfe und darnach verlange, erteilte ich ihm die Absolution auf Christi Befehl im Namen des dreieinigen Gottes. Er dankte und ging. Bald aber blieben nach der allgemeinen Beichte mehrere sitzen, kamen nicht zum Altar, sondern fanden sich im Pfarrhause ein und verlangten die Privatbeichte, die dann mit ihnen gehalten wurde, wie oben beschrieben ist.

Vor allen Dingen aber kommt es darauf an, daß die konfessionell gerichteten Brüder ihre Seele vor Bitterkeit bewahren und sich im Bewußtsein der klaren Stellung, die sie einnehmen, an die Verheißungen Gottes halten, die er reichlich seiner Kirche gegeben hat, und die Ja und Amen sind; die Versuchung zur Bitterkeit liegt sehr nahe, denn es ist schwer, wie ein geduldeter und unbequemer Gast im alten, lieben Vaterhause zu leben. In der evangelischen Kirche gibt es keine andere Autorität als das Wort Gottes und die Bekenntnisse der Kirche; das Kirchenregiment selber steht nicht darüber, sondern darunter, und wenn es davon abweichen sollte, so kann denen nicht Hochmut vorgeworfen werden, die um des Gewissens willen sich auf das klare und helle Wort Gottes und die Bekenntnisse der Kirche berufen; sondern hochmütig sind die, die sich über Gottes Wort erheben und das klare Wort der Schrift so deuten, daß es ihnen und dem Fleische bequem ist. Uebersehen darf man dabei nicht, daß durch die Union eine Unklarheit der Verhältnisse eingetreten ist, aus der die Kirche sich erst wieder herausarbeiten muß; wir müssen in Geduld und Treue auf der Stelle arbeiten, die uns angewiesen ist, mit unserm Gebet die umgeben, die der Herr in unsern schweren und bösen Tagen an das Steuerruder gesetzt hat, und nicht vergessen, mit allem Ernst und aller Treue der Obrigkeit untertan zu sein, damit wir das Regiment der Kirche lieben und ehren, wie es Gottes heiliger Wille ist. Es ist eine unbillige Forderung, von seinem beschränkten Standpunkte aus zu verlangen, daß alles geschehen solle, wie es vor alters Recht war. Wenn die Geschichte der Union auch ein Weg durch die Wüste ist, und wenn sich auch viel Menschliches und viel Fleisch damit verbunden hat, so ist doch zuletzt die wahre Union das Ziel der gesamten Christenheit, dem wir im Glauben entgegenharren. Es ist dem Herrn ein Kleines, solche Entwicklungen herbeizuführen, daß auch

das, was vor unsern Augen jetzt noch Finsternis ist, zum Lichte sich wendet. Niemand kann glauben, daß er durch Streiten und Disputieren helfen und andere gewinnen könne, sondern es ist Zeit, in der wahren Buße sich zunächst zu unieren. Wo man wirklich ein in der demütigen Buße stehendes Herz findet, da hebt die rechte Union an, und wer ihr dienen will, und wer sie ehrlich liebt, der erkenne seine eigene Sünde und kämpfe ernstlich gegen sein Fleisch und Blut, und wenn zwei zugleich rufen: Gott sei mir Sünder gnädig, dann fällt die Scheidewand, und der eine Seufzer verbindet fester als alle stolzen Formeln. Vor allen Dingen sollen die, welche die Konfession der Kirche lieben, auch die Liebe gegen alle Kinder Gottes auf Erden beweisen und nicht verachten, was Gott erwählt hat. Es ist des Streitens und Haderns genug; lasset uns wetteifern in der Liebe, aber nicht die Wahrheit verleugnen! Je klarer du aber die Wahrheit erkannt hast, desto stärker soll auch deine Liebe sein. Wer im Glauben recht treu ist, kann ein recht weites Herz in der Liebe haben. Nicht dadurch, daß wir die alten Bekenntnisse der beiden sich so nahestehenden Kirchen abschwächen und mühsam nach dem Konsensus (Uebereinstimmung) suchen, kommen wir zum Ziele, sondern nur dadurch, daß wir im Kampf und im Leben Ernst machen mit dem Gehorsam unter Gottes Wort, den beide Kirchen fordern, werden wir gegen den einen Feind, der in unseren Tagen sein Haupt mit großer Frechheit erhebt, uns der großen Einheit bewußt werden. Keine Macht der Welt, keine Klugheit ihrer Weisen kann die Herzen vereinen; das kann allein die Gnade des Herrn, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche, der sie zusammenzieht und verbindet unter seinem Kreuze; da wehet allein die Luft des Friedens.

So traurig auch der Verlauf der Bewegungen und Kämpfe in der Uckermark war, so folgte doch auf den Sturm ein erquickender Regen. Nachdem die Auswanderung mit ihren herzerreißenden Szenen beendet war, galt es zunächst, die Zurückgebliebenen zu gewinnen. Bald kam ich zu der Ueberzeugung, daß die Behandlung der Separierten je nach ihrer Stellung und ihrer Entwicklung eine verschiedene sein müsse.

Mein lieber Nachbar hatte die richtigen Wege eingeschlagen und durch Wochen- und Abendgottesdienste dem Rest der ihm gebliebenen Gemeinde das Lebensbrot in reichlicher Weise gesendet und sie in dieser Weise zusammengehalten. Für mich war eine Reise nach Trieglaff zu der dortigen Konferenz von großem Segen begleitet. Die gemeinsame Not führte hier die Brüder aus weiter

Ferne, besonders aber die Pommern zusammen. Mit Klarheit und im Geiste des Gebets und der Buße wurden hier die Verhältnisse besprochen. Eine neue Welt ging mir auf in der Gemeinschaft und in der brüderlichen Liebe. Herr von Thadden mit seinem ritterlichen Wesen, das von dem Evangelium geheiligt war, war für mich eine imponierende Gestalt, dazu die Liebe, die alle Mitglieder wahrhaft vereinigte, gab mir ein lebendiges Zeugnis davon, daß der Herr wahrhaft und fühlbar bei uns sei. Nach meiner Rückkehr fing ich sofort an, in meinem Hause Betstunden am Mittwochabend zu halten; sehr bald füllten sich die Räume des Hauses, und als auch diese nicht mehr ausreichten, wurden die Fenster geöffnet, so daß auch die Hören konnten, die auf der Straße standen. Die Kirchen gar nicht mehr besuchten und sie für unrein hielten, standen zuerst schüchtern und ängstlich in der Ferne und kamen erst langsam näher. Als die Betstunde nach den größeren Räumen des Schulhauses verlegt wurde, folgten sie; aber obgleich die Schulklassen groß waren und mit dem Hausflur wohl etliche Hundert fassen konnten, reichten sie doch nicht aus; es lag daher der Gedanke nahe, die Betstunde in die Kirche zu verlegen. Die Männer, die treu geblieben waren, waren dabei bedenklich; es wurde jedoch angekündigt, daß am nächsten Mittwoch die Stunde in der Kirche gehalten werden solle. Der Tag kam herbei; aber schon vorher verbreitete sich das Gerücht, Ehrenström werde gerade an demselben Tage kommen. Schon bald nach Mittag kamen die Separierten und die große Zahl derer, die sich zu ihnen hielten, ohne seither aus der Landeskirche ausgetreten zu sein. Auf einem Wagen, von vier stattlichen Pferden gezogen, hielt Ehrenström etwa um 5 Uhr seinen Einzug; alle grüßten ihn mit großer Ehrerbietung. Um 6 Uhr fing seine Predigt an: auf dem Marktplatze war eine dichtgedrängte zahlreiche Schar versammelt. Sie sangen das alte, aufregende Lied: Ach, Gott vom Himmel, sieh darein — mit gewaltiger Stimme. Um 7 Uhr wurde zur Betstunde geläutet. Die Kirche war sehr leer. Ich fing an zu sprechen über die Stelle: „Das Fleisch gelüstet wider den Geist“; nach und nach kamen mehrere, andere gingen; etwa um 9 Uhr aber war die große Kirche gedrängt angefüllt. Es handelte sich eigentlich um die Haltbarkeit meiner Stellung, und ich hatte in wachsender Bewegung gesprochen. Ehrenström hatte viel in seiner Weise auf die unierte Kirche geschimpft, hatte mich mit allerlei Namen und Titeln belegt, und als ein wenig Regen eintrat und er sah, daß viele der Kirche zu-eilten, war er in die heftigsten Aeußerungen ausgebro-

chen, hatte die Kirche einen Schweinestall und mich einen Hirten der Säue, einen Lügenpriester, einen Baalspaffen a. dgl. genannt und dadurch Mißbilligung bei seinen eigenen Anhängern erregt. Am Schlusse meiner Predigt forderte ich die Versammlung auf, sich zu entscheiden. Die Bewegung war so groß geworden, daß meine Stimme das Weinen und Schluchzen kaum überwältigen konnte. Ich forderte Antwort und hatte die Frage so gestellt, daß ein einfaches Ja genügte. Ich schwieg, und das Ja erfolgte in einer solchen Weise, daß ich auf die Knie fiel; die ganze Versammlung folgte, und unter vielen Tränen des Dankes hielt ich das Schlußgebet und übergab mich aufs neue meinem Herrn und Heiland, ihm treu zu sein bis ans Ende. Ehrenström aber schüttelte den Staub von seinen Füßen und kam seitdem nicht wieder in meine Gemeinde.

Mit diesem Abend kam ein entschiedener Umschwung in die Muttergemeinde und in die eine Filialgemeinde, die zweite war überhaupt weniger von der ganzen Bewegung berührt gewesen. Am folgenden Sonntag waren die Kirchen sehr gefüllt, und die Betstunden fanden die lebhafteste Teilnahme. Der Andrang aus der Umgegend wurde so stark, daß der Raum oft so wenig ausreichte, daß die Kanzeltreppe und die Kanzel selbst schon ganz besetzt waren, wenn der Gesang anheben sollte. Obgleich die Kirche erst vor wenigen Jahren im Innern neu ausgebaut war, so war doch die Besorgnis, daß die Chöre zusammenbrechen würden, so groß, daß überall neue eiserne Anker angebracht wurden. Die Anordnung in den Betstunden war sehr einfach. Zuerst wurde ein Lied strophweise vorgesagt und gesungen, dann folgte das Gebet, Vorlesung eines Stückes aus der Schrift und Erklärung desselben. Zum Schluß ein längeres Gebet auf den Knien und der letzte Vers des angefangenen Liedes. Der Anfang war um 7 Uhr, das Ende nach 9 Uhr. Im Winter wurde für die Beleuchtung durch freiwillig geschenkte Lichte sehr reichlich gesorgt. Aus den benachbarten großen Dörfern kamen die Leute scharenweise herbeigezogen, und wenn man nach Beendigung der Betstunde sich auf den Berg vor der Stadt stellte, war es wirklich erhebend zu hören, wie die Heimkehrenden mit kräftigem Gesang sich erbauten. Auf der einen Seite sangen sie oft: Fahre fort, Zion, fahre fort, auf der anderen Seite: O daß ich tausend Zungen hätte, und auf der dritten: Wachtet auf, ruft uns die Stimme usw.

Schon in den ersten Wochen wurden einzelne zur Buße erweckt, und die Sorge um die Seligkeit kam in dem Grade über sie, daß sie viel weinten und in den Kammern,

auch in den Ställen auf ihren Knien lagen und um Erbarmung flehten. Sie kamen zu mir; aber es hielt sehr schwer, sie zu trösten. „Unsere Sünden sind zu viele, wir haben wider den Heiligen Geist gesündigt, wir sind verloren, die Vergebung können wir uns nicht aneignen“ — das waren die Klagen, die sich oft wiederholten. In ihrer Herzensangst wurden sie dann auch wieder von der Frage gequält, ob es mit der Kirche recht stehe.

In den Betstunden brach oft ein so lautes Seufzen und Stöhnen aus, daß es kaum zu ertragen war; mehrere wurden ohnmächtig und mußten hinausgetragen werden; auch sonst ganz ruhige und besonnene Leute konnten sich dagegen nicht wehren, sie wurden davon angesteckt. Ich mußte öfters einhalten und nachdrücklich fordern, sich selbst zu beherrschen. Manchen Abend war es ruhiger, dann aber wieder dieselben Erscheinungen. Auffallend war es, daß einzelne verlangten, auf die Gräber getragen zu werden. Das Sakrament des heiligen Abendmahls wurde stark begehrt, und soviel ich mich entsinne, war es der Genuß desselben, wodurch die ersten zum Frieden kamen. Ohne mein Zutun trat das Bedürfnis der Privatbeichte hervor; bei den Altlutherischen war sie durchweg in Uebung. Zuerst kamen einzelne, dann aber immer mehr. Es waren schwere und angreifende Stunden für mich. Jeder liebte es, möglichst heimlich und unbemerkt in das Pfarrhaus zu kommen, und mehrere kamen noch des Abends nach 10 Uhr. Die Ausführlichkeit, mit der sie auf ihr Leben und ihre Sünden eingingen, nahm viel Zeit weg, so daß es oft nach Mitternacht war, ehe ich den Ornat ablegen und den müden Leib zur Ruhe legen konnte. Man redet wohl öfters von der Unschuld der Landleute, aber welche Greuel und Sünden wurden mir bekannt! Besonders die Unehrlichkeit und die Unzucht, wie schrecklich haben sie um sich gegriffen! Dagegen gab es auch andere, die förmlich in ihrem Leben nach Sünden suchten und sich Dinge zur Sünde machten, die nur eben von dem zartesten Gewissen dazu gerechnet werden konnten. Groß war die Angst derer, die sich gegen Verstorbene versündigt hatten. Alte Leute redeten von den Sünden, die sie gegen ihre längst begrabenen Eltern begangen hatten. Ich selber wurde durch die Privatbeichte in die Erkenntnis des eigenen Herzens und in das Gebet immer mehr hineingetrieben. Die Aufregung erreichte oft eine solche Höhe, daß ich manche Nacht ohne Schlaf zubringen mußte. Es liegt in dem Umgange mit solchen Personen, die in solcher Angst stehen, etwas, das sich mitteilt, und das man mittragen und mitempfinden muß.

Schwierig war das Verhältnis zu den benachbarten Amtsbrüdern. Dadurch, daß ein großer Teil ihrer Gemeindeglieder die Betstunde besuchte, wurde schon Unwillen erregt; aber als sie auch das Heilige Abendmahl von mir bekehrten, mußte ich entschieden mich dagegen erklären, weil sonst die ganze Bewegung leicht einen persönlichen und separatistischen Charakter angenommen hätte. Die Erklärung Luthers, daß die Würdigkeit der Person, die das Abendmahl austeilte, nicht auf die Kraft des Sakraments Einfluß habe, erleichterte es, die Leute zu belehren.

Es ist sehr schwer, über den Charakter der ganzen Bewegung etwas Bestimmtes und Faßbares zu sagen. Der Geist wehet, wie er will, man hört sein Brausen wohl, aber wohin er fährt und von wannen er kommt, weiß niemand. — Es lebten einige jüdische Familien in der Gemeinde, auch diese wurden mit in die Bewegung hineingezogen; sie besuchten die Betstunden, und ich sehe noch jetzt deutlich das Bild eines alten, ehrwürdigen Juden vor mir, der mit dem Angesicht auf der untersten Stufe des Altars lag und um Vergebung der Sünden flehte. Längere Zeit kam das Häuflein der Juden am Sonnabend bei mir zusammen, und ich las mit ihnen die messianischen Stellen des Alten Testaments. Dann aber wurde in der Gemeinde die Frage aufgeworfen, ob ein Jude sich ohne Taufe bekehren und selig werden könne, und je nachdem die Ansicht vom Sakrament der Taufe war, auch verschiedenen beantwortet und mit Lebhaftigkeit erörtert.

Imponierend war es mir, daß die Leute so wenig von Zweifeln über ihren Gnadenstand gequält wurden: daß der Herr sie erweckt und berufen habe, das war ihnen so gewiß wie ihr Leben, und die Furcht und das Zittern bezogen sich bei ihnen allein auf die Sorge, daß sie durch Treulosigkeit wieder aus der Gnade fallen könnten. Während diejenigen, die eine größere Bildung haben, viel zu tun haben, die natürlichen sittlichen Kräfte von der Wirkung des Heiligen Geistes zu unterscheiden, war diesen Leuten plötzlich eine ganz neue Welt aufgegangen, und in ihre Finsternis war plötzlich ein heller Lichtstrahl gefallen, so daß sie auch gewöhnlich den Anfang des neuen Lebens genau anzugeben wußten.

Ein anderer charakteristischer Zug war die große Zuversicht zu der Fürbitte; ich habe öfters einzelne beten hören, so daß sie Gott dem Herrn wohl sehr demütig, aber doch mit großer Festigkeit seine Zusagen vorhielten, daß er sie erhören wolle. „Du kannst ja nicht anders, du hast es uns ja zugeschworen, du mußt ja dein Wort halten, denn du bist wahrhaftig. Du hast dir selbst durch deine Barm-

herzigkeit die Hände gebunden.“ Häufig wurden auch Fürbitten bestellt, am meisten zu der Betstunde, und zwar in der Weise, daß zwei Groschen in einem Blatt eingewickelt waren und darauf geschrieben stand: „Die Gemeinde wird dringend um eine Fürbitte gebeten, daß der Herr sich über meinen Sohn, Bruder, Nachbar, über meine Tochter, Schwester usw. erbarmen wolle.“ Der Name des Bestellers war nicht genannt, daher wurde auch gewöhnlich eine solche Bestellung durch kleine Kinder abgegeben; andere kamen selbst und baten um Verschwiegenheit.

Die früheren Gemeinschaften lebten wieder auf und wurden mehr besucht als vorher. Ich hatte an jedem Sonntag viermal zu predigen und dazu noch manche Amtsverrichtung zu vollziehen; aber sehr gern ging ich doch noch am Sonntagabend in die eine oder andere Versammlung und hörte dem Vorlesen und den herzlichen Gebeten zu. Wenn einer kam, der so lange sich ferngehalten hatte, sangen sie oft: „Halleluja, Lob, Preis und Ehr.“ Es kam mir besonders darauf an, das Ansehen der beiden lieben Männer, welche die Gemeinschaften leiteten und nun schon beide droben sind, zu heben und zu befestigen, da sie mir und der Gemeinde treue Dienste leisteten. Sie nahmen die Sammlungen und die freiwilligen Gaben, die in der Betstunde eingingen, an sich, verwalteten sie sorgfältig und unterstützten damit die Armen in der Gemeinde nach gemeinsamer Beratung. Sie predigten dabei zwar nicht, hatten aber doch allezeit Salz bei sich. Wenn überall solche Gemeindegemeinderäte zu finden wären, dann würde ein großer Segen von der neuen Einrichtung zu erwarten sein. Zu übersehen ist dabei aber nicht, daß diese Männer wirklich etwas zu verwalten hatten, nämlich die Einkünfte aus der Betstunde, die sie in den Stand setzten, öfters wirklich auch materiell zu helfen.

Jedoch fehlten auch traurige Erfahrungen nicht. Abgesehen von den Rückfälligen, die eine kurze Zeit mit hineingezogen wurden und dann wieder die alten Wege gingen, gab es auch solche, die in eine tiefe Schwermut fielen, und der Arzt redete oft von einer mania religiosa (religiöser Wahnsinn). Zu gleicher Zeit fanden sich drei Männer, die von diesem finsternen Geist überfallen wurden.

Man erzählte sich, und so wurde auch von den Feinden an die Behörden berichtet, daß des Abends in der Kirche die Lichter ausgeblasen würden, und die ganze große Versammlung rutsche in der Finsternis auf den Knien um den Altar und treibe schrecklichen Unfug. Die Gerüchte wuchsen so in das Ungeheuerliche, daß endlich eine Unter-

suchung angeordnet wurde, die aber die Lügen aufdeckte und nur zur Förderung der Sache diente. Es kam eine Witwe aus der reformierten Gemeinde zu mir und erklärte: „Herr Pastor, ich komme her, um zu sagen, daß ich nun auch lutherisch werden will.“ Ich erwiderte: „O Mutter D., bleibe sie doch reformiert, sie bekommt ja monatlich eine Unterstützung aus der Gemeindegasse, die wird sie dann verlieren“, da antwortete sie: „Das weiß ich wohl; aber ich will doch gern selig werden.“ Ich verwies ihr die Torheit ihrer Rede und sagte, sie solle doch nicht solche Reden führen, als ob man nicht in der reformierten Kirche könne selig werden; da entgegnete sie: „Ja, sonst war es auch wohl noch Sitte, auf reformiert selig zu werden; aber das ist ja nun vorbei.“ Es war natürlich, daß der Lügengeist solche Torheiten ausbeutete und gern den alten Haß zwischen Lutherischen und Reformierten benutzte. Der Stundenhalter aber, der besonders in den Betstunden tätig war, gehörte der reformierten Gemeinde an und blieb in ihr; und obgleich er mit seinem eigentlichen Geistlichen wenig Berührung hatte, so ging er doch fleißig bei ihm zum Heiligen Abendmahl.

So groß und schwer auch die Arbeitslast war, die ich zu tragen hatte, so gab doch der Herr mein Gott mir die nötige Kraft, und nur einigemal kam es vor, daß ich durch die Entziehung des Schlafes so abgespannt wurde, daß ich dann auch in den wenigen Stunden, die ich im Bette zubrachte, nicht Erholung und Ruhe finden konnte. Der Zucht, die in der Gemeinde einer am andern übte, konnte ich mich auch nicht entziehen, und so unbequem das auch öfters war, so wohltätig war es doch auf der andern Seite. Ich will hier nur ein Beispiel anführen. Ich spielte gern Schach, kam aber gar sehr selten dazu. Ein taubstummer Maler besuchte mich öfters des Sonntags nach dem Nachmittagsgottesdienst. Weil er gut Schach spielte und der Umgang mit ihm sonst sehr schwierig war, so spielte ich einmal mit ihm. Ein Mann aus der Gemeinde kommt und sieht das sehr scheu und verwundert an. Am andern Morgen kommen die beiden Stundenhalter im Sonntagsrock ganz feierlich zu mir; sie fragen, ob es wahr sei, daß ich gestern am Sonntag mit hölzernen Puppen gespielt hätte, und als ich es nicht leugnete, bitten sie mich, ihnen die Puppen zu zeigen. Sie besehen sie genau und fragen dann, ob es nicht Sünde sei, am heiligen Sonntag solch Spielwerk zu treiben, und als ich das nicht zugeben will, sprechen sie: „Mit gemalten Puppen (Karten) zu spielen, ist doch Sünde, und mit hölzernen Puppen zu spielen, sollte keine Sünde sein?“ Ich suchte sie zwar zu belehren, aber

sie antworteten: „Wir wollen mit Ihnen nicht streiten, ob es Sünde sei oder nicht, und wenn es nun wirklich auch keine Sünde wäre, so wollen wir Sie doch bitten, fernhin nicht mit den hölzernen Puppen zu spielen.“ Ich war eine Zeitlang unentschieden, was ich sagen sollte, da nahm der eine das Wort und sagte: „Sehen Sie, Fleisch essen ist doch gewiß keine Sünde, und dennoch sagt Paulus: Wenn ich meinen Bruder damit ärgerte, so wollte ich nimmermehr Fleisch essen. Wenn nun Paulus kein Fleisch mehr essen wollte, so könnten Sie doch wohl versprechen, nicht mehr mit hölzernen Puppen zu spielen, wenn andere daran Anstoß nehmen.“ Da gab ich nach, sie reichten mir die Hand und wiederholten mein Versprechen, und als ich meine Zusage deutlich noch einmal gegeben hatte, knieten sie nieder und dankten Gott, daß er mein Herz regiert habe. Die Schachfiguren aber nahmen sie und schenkten sie meinem kleinen Knaben, daß er sie exerzieren lassen solle, und zwar mit dem Stock, den er in der Hand hatte.

Die Behandlung der Erweckten ist eine schwere Aufgabe für den Geistlichen, und wer nicht genau oder doch annähernd genau den alten Menschen gekannt hat, wird auch schwerlich den neuen Menschen recht pflegen und führen können. Es ist ein großer Unterschied in der Behandlung, ob die, welche sich bekehren, alte Leute oder jüngere sind, ob sie früher in groben Sünden gelebt oder ein relativ ordentliches Leben geführt haben, ob sie von Natur sanguinisch oder phlegmatisch sind, ob sie eine lebhaftere Phantasie haben oder trocken und prosaisch sind. Von besonderer Wichtigkeit ist es auch zu wissen, ob sie in der Jugend gute Eindrücke empfangen haben, oder ob sie ganz ohne Gott und sein Wort erzogen sind. Auch die körperlichen Zustände sind nicht zu übersehen; besonders solche, die am Unterleib leiden, oder solche, die von Nervenschwäche geplagt werden, sind schwer zu leiten und bedürfen vieler Pflege und Arbeit.

Vor allem muß man fordern die rechtschaffenen Früchte der Buße, die Wiedererstattung, die Versöhnung, das Bekenntnis, die Verleugnung der weltlichen Lust, das Unterlassen der alten und besonders der Gewohnheits- und Schoßsünde. Der eigentliche Fleiß aber besteht in dem ordentlichen und regelmäßigen Gebrauch der Gnadenmittel. Man muß ermahnen, das Wort recht treulich mit sich herumzutragen und es im Herzen zu bewegen, den Katechismus aufs neue zu lernen, auch Sprüche und Lieder dem Gedächtnis einzuprägen und die Umkehr als eine wirkliche Arbeit zu betrachten. Viele haben eine große Neigung zur Passivität und zur Trägheit. Die aber, die in

süßen Gefühlen schweben und sich so selig fühlen, muß man ernstlich erinnern, daß Furcht und Zittern zum Leben der Kinder Gottes gehören, und darauf dringen, daß sie in der Nüchternheit bleiben und nicht vergessen, daß sie arme Sünder sind.

Der Pastor darf auch nie vergessen, daß er nicht bloß den Erweckten angehört, sondern daß ihm befohlen ist, die ganze Gemeinde zu weiden und zu hüten. Es finden sich sehr leicht solche, die ihn gänzlich für sich in Anspruch nehmen und ihn in ihre Kreise hineinziehen möchten. Sie können es nicht vertragen, wenn er auch mit weltlich gesinnten Leuten umgeht und nicht immerfort nach ihrer Weise predigt. In dem Worte des Apostels, daß man allen alles werden solle, liegt eine sehr schwere Aufgabe; aber an ihre Lösung muß man doch herangehen. Wenn der Pastor nur die Erweckten als seine Gemeinde betrachtet, so wird er es alsbald dahin bringen, daß eine Spaltung in die Gemeinde kommt, daß die Bewegung krankhaft wird und zuletzt zum Stillstand kommt, wie der spätere Verlauf der Dinge leider bewiesen hat.

Der Pastor darf nicht vergessen, daß das Wort Gottes den einen ein Geruch des Lebens zum Leben und den andern ein Geruch des Todes zum Tode ist. Er muß suchen, auch rein zu bleiben an dem Blute derer, die verlorengehen. Kein Mensch kann den andern bekehren, und darum darf auch der Pastor weder selbst glauben noch zugeben, daß er es sei, der die Leute bekehre. Häufig sind es die Eltern, die von ihm verlangen, er solle die erwachsenen Kinder in eine andere Bahn leiten; aber gerade die Jugend will am wenigsten getrieben und gezwungen werden, und man muß sich sehr hüten, sie in Formen und Formeln hineinzudrängen, die für sie keine volle Wahrheit sind. Nach meiner Erfahrung gebärden sich die Jünglinge und Knaben oft viel gottloser, als sie sind, und suchen ihre wirkliche Frömmigkeit in falscher Scham zu verbergen, besonders wenn sie merken, daß man gern sähe, wenn sie an der Hausandacht teilnahmen oder recht fleißig in die Kirche gingen. Sie renommieren gern mit Tabakrauchen und Branntweintrinken, mit körperlichen Kräften und Schlägereien. Der Pastor aber muß tiefer sehen und die Eltern viel mehr zur Geduld und zum Gebet ermahnen als die Jugend reizen, sich in der Opposition noch immer weiter zu verrennen. Sie hat das Bewußtsein, daß die Uebergabe des Herzens an Gott den Herrn ein freies Opfer und Geschenk ist, und will durchaus in der Hinsicht sich keinen Zwang antun lassen. Die Gefahr ist sehr groß, wenn junge Leute das antizipieren, was sie

noch nicht erfahren haben, und es ist kein schrecklicheres Ding, als wenn sie sich an Heuchelei gewöhnen. Das Verhältnis der einzelnen Seele zu Gott dem Herrn ist ein gar zartes Geheimnis, und die Jugend will niemand da hineinsehen lassen. Eltern, die fleißig beten, sollen sich nicht ängstigen und grämen, desto ernster und bestimmter aber da den Gehorsam fordern, wo sie dazu berechtigt sind. Die Autorität geht am meisten dadurch verloren, daß man da befehlen will, wo man kein Recht dazu hat, und man reizt zum Widerstreben und zum Ungehorsam, wenn man von den jungen Leuten Dinge fordert, die außerhalb der Grenzen des menschlichen Willens liegen. Es wird zwar oft von frommen und lieben Eltern gesagt: wir befehlen auch nicht, sondern wir ermahnen nur und wirken durch Vorhaltungen; aber die Jugend weiß die Grenze zwischen Ermahnung und Befehl nicht zu finden und hat das richtige Gefühl, daß eigentlich die Ermahnung nur eine freundliche und liebevolle Form des Befehls ist.

Ein schweres Kreuz trägt der Pastor mit denen, die sich für rückfällig halten und meinen, daß sie die Sünde wider den Heiligen Geist begangen haben oder unwürdig zum Heiligen Abendmahl gegangen sind. Ich muß zuvor bemerken, daß häufig körperliche Zustände und Unterleibsleiden dabei influieren, und daß man oft die Leute an den leiblichen Arzt weisen muß. Sie wollen aber gewöhnlich solchen Rat nicht annehmen und meinen, daß ihr ganzes gedrücktes und verzagtes Wesen im Mangel an Glauben allein seinen Grund habe. Es kommt besonders darauf an, daß man solche angefochtene Menschen zur Tätigkeit und zum Fleiß in ihrem irdischen Beruf anhält und ihnen eine feste Ordnung im Gebrauch des Gebetes und des Wortes Gottes zur Pflicht macht, auch ihnen Gelegenheit gibt, nach ihren Kräften im Reiche Gottes etwas zu tun. Einem Manne war es sehr förderlich, daß er dazu gebraucht wurde, hin und wieder bei Kranken und Sterbenden zu wachen; indem er diese zu trösten suchte, eignete er sich nach und nach immer mehr selbst den Trost an, den er gern anderen bringen und geben wollte. Er erfaßte es zuletzt, daß die göttliche Traurigkeit, in der er lebte, auch ein Zeichen seines Gnadenstandes sei. Man darf mit solchen Leuten die Geduld und das Mitgefühl nicht verlieren.

Da ich sonntäglich viermal zu predigen, außerdem wöchentlich an jedem Mittwohabend die Betstunde zu halten hatte, auch noch öfters aufgefordert wurde, hier oder da eine Abendstunde in den Häusern zu halten, so war es mir nicht möglich, immer eine gründliche und

schriftliche Vorbereitung vorangehen zu lassen. Dieselbe Predigt zweimal zu halten, geht wohl an, dreimal ist schon sehr bedenklich, aber viermal ist unmöglich, zumal da ich in der Stadtkirche vor derselben Gemeinde vor- und nachmittags predigen mußte. Bei dem viermaligen Predigen rüstete ich mich auf drei verschiedene Predigten, und zwar in der Weise, daß ich des Nachmittags gewöhnlich über einen Abschnitt des Katechismus predigte. Der Versuch, statt der Nachmittagspredigt eine Katechisation zu halten, wollte nicht recht gelingen, wenigstens erklärte sich die Gemeinde dahin, daß es ihr viel lieber sei, wenn ich predigte. — Ich bin öfters gefragt worden, wie es leiblich und geistig möglich gewesen sei, so viel und oft zu predigen, und will daher auch kürzlich darauf antworten. Was zuerst die körperliche Kraft angeht, so muß ich bekennen, daß es mir nie, weder bei großer Hitze im Sommer noch bei starker Kälte im Winter, sauer geworden ist. Nur eine Regel mußte ich festhalten, die darin bestand, daß ich zwischen den Predigten nur sehr wenig essen durfte, und so es irgend die Zeit zuließ, erfrischte es mich sehr, wenn ich vor der Nachmittagspredigt ein klein wenig schlafen konnte. Die Besorgnis, daß man durch das viele Predigen sich auspredige, muß ich als durchaus unbegründet zurückweisen. Die reichen und vielen Erfahrungen, die ich in der Woche bei Erweckten, Angefochtenen, Kranken usw. machte, eröffneten mir immer neue Blicke in das Elend des natürlichen Menschen, in die wunderbaren Wege, die Gott mit dem einzelnen geht, und in die Kraft des Wortes Gottes. Je genauer ich die einzelnen und ihre Bedürfnisse kannte, desto leichter wurde es mir, aus dem gerade vorliegenden Text das zu nehmen, was ihnen nach meiner Meinung zum Troste oder zur Zucht dienen konnte. Mein gutes Auge war mir besonders dabei behilflich. Je andächtiger die einzelnen in der Kirche waren, desto mehr konnte ich auf ihren Gesichtern lesen, welchen Eindruck das Wort auf ihre Herzen machte, und durch den inneren Verkehr, in dem ich mit ihnen stand, wurde mein Gedankengang bestimmt und erleichtert. Wenn ich auf der Kanzel stand, den Text vorgelesen hatte und die alten, lieben Gesichter ansah, fehlte es mir nie an Stoff.

Mehr Vorbereitung als die Predigten forderte die Betstunde. Wenn ich sah, wie die Leute aus der Ferne herbeikamen, ihre oft dringenden Arbeiten verließen und nach des Tages Last und Hitze noch weite Wege machten, wie besonders Knechte und Mägde am Mittwoch schon vor Beginn des Tages an die Arbeit gingen, um von der Herrschaft die Erlaubnis zu erkaufen, am Abend in die Bet-

stunde gehen zu können, so demütigte mich das gar sehr und trieb mich in das Gebet. Wie arm und leer und mit wie großen Sorgen mußte ich oft in die Abendstunde gehen; wenn ich aber den schönen und kräftigen Gesang der Gemeinde hörte und die Hungrigen und Dürstenden um den Altar dicht gedrängt versammelt sah, konnte ich getrost zum Herrn seufzen, daß er, wenn auch nicht um meinetwillen, doch um der armen Seelen willen sich über mich erbarmen wolle. Ich kann mich nicht entsinnen, daß ich in der Betstunde je einen Menschen habe schlafen sehen.

Einen Punkt kann ich nicht übergehen, das ist die Pünktlichkeit im Anfangen des Gottesdienstes in den Filialen und auch in der Muttergemeinde. Es ist eine unverzeihliche Unart gegen eine Gemeinde, sie warten zu lassen, und der Kirchenbesuch leidet gar sehr dadurch, wenn der Pastor die Stunde nicht pünktlich innehält. Um mir selbst jede Ausflucht abzuschneiden, hatte ich dem Küster die Weisung gegeben, den Gottesdienst pünktlich zur bestimmten Stunde anzufragen zu lassen, ganz unabhängig davon, ob ich da sei oder nicht. Die Folge davon war, daß ich gewöhnlich schon ein wenig früher zur Stelle war als nötig, und sehr selten ist es vorgekommen, daß die Gemeinde schon ein zweites Lied zu singen angefangen hatte, wenn ich in die Kirche kam. Diese strenge Ordnung wurde sehr dankbar anerkannt, und es fiel niemand ein, mich aufzuhalten, weil sie alle wußten, daß ich fort mußte; wer mich notwendig sprechen wollte, stieg zu mir auf den Wagen und fuhr eine Strecke mit mir. Wöchentlich kam ich einmal auf das Filial, um die Schule zu besuchen; durch die Kinder wurde es bekannt, daß ich da sei, und wer mich zu sprechen hatte, kam zu mir oder ließ mich nötigen, zu ihm zu kommen. Im Winter, wenn die Wege sehr tief waren und mein Knecht meinte, es sei mit dem Wagen nicht zu schaffen, ritten wir beide, und zwar so, daß er in den ganz kurzen Tagen um die Weihnachtszeit früh mit der Laterne voranritt und ich ihm folgte. Im Sommer, wenn er gern zu Hause bleiben wollte, ritt ich gewöhnlich allein, wurde aber von ihm zur rechten Zeit geweckt und erinnert, daß es die höchste Zeit sei aufzubrechen, und ich kam dann gewöhnlich noch eine Viertelstunde zu früh an.

Einen sehr günstigen Einfluß hatte die Erweckung in der Gemeinde auf die Schule. Es war dahin gekommen, daß die Schule eine sehr abgesonderte Stellung einnahm; die Behörden der Stadt sahen darin eine schwere Last, die immer neue Ausgaben forderte, bald zur Unter-

haltung des Schulhauses, bald zur Besoldung der Lehrer. Reibereien zwischen dem Lehrerkollegium und dem Magistrat hatten eine Erbitterung erzeugt, die gegenseitige Geringschätzung und oft sogar Verachtung nach sich zog. Der Schulbesuch war überaus schwach, und die Eltern sahen in der Schule nicht einen Segen für ihre Kinder, sondern eine lästige Einrichtung, Geld von ihnen zu erheben und die Kinder von nützlichen und notwendigen häuslichen Arbeiten abzuhalten.

Aus dem Verlangen mehrerer junger Leute, die Abendstunden im Winter mit nützlicher Beschäftigung auszufüllen, entstand eine *Abendschule*, deren Einrichtung in den Sonnabendkonferenzen besprochen und festgestellt wurde. Die Teilnahme war viel größer, als wir erwartet hatten; selbst verheiratete Leute und Meister fanden sich ein und saßen auf den Schulbänken. Religion, Geschichte, Geographie, auch Uebungen im Brief- und Rechnungsschreiben waren die Gegenstände, die gelehrt wurden. Ein Kandidat, der Hauslehrer meiner Kinder war, beteiligte sich dabei mit vielem Eifer. Der liebe fromme Organist gab Gesangsunterricht, und es zeigte sich, daß unter den erwachsenen jungen Mädchen und Jünglingen sehr schöne Stimmen waren. Der Gesang in der Gemeinde und besonders die liturgischen Chöre gewannen dadurch sehr, und es war eine wirkliche Freude und sehr erbaulich, die alten schönen Choräle mehrstimmig ausgeführt zu hören. Der Organist hatte den sehr richtigen Takt, daß er bei dem Einfachen stehenblieb und nicht Sachen einübte, die man nicht ohne die Sorge hörte, daß es mißglücken werde. Der rhythmische Gesang wurde besonders gepflegt und von der Gemeinde geliebt. Aus dem Bedürfnis, daß die Mädchen, die die Schulen besuchten, auch in weiblichen Handarbeiten unterrichtet werden möchten, ging die Einrichtung hervor, daß etwa acht oder zwölf Frauen und ältere Mädchen in der Gemeinde zusammentraten und wöchentlich zweimal in der Schule die Mädchen versammelten und ihnen Unterweisung gaben im Stricken, Nähen und Zeichnen. Da nur immer zwei Lehrerinnen zugegen waren, so versäumten sie in ihren häuslichen Arbeiten nicht gar zu viel und erhielten dazu von den Männern oder Vätern leicht die Erlaubnis. Die Kinder aber kamen zahlreich und gern in diese Stunden, und die Eltern hatten ihre Freude daran.

In dieser Weise war das Schulhaus fast den ganzen Tag besucht, die Schule war keine mißliebige Zwangsanstalt in der Gemeinde, sondern ein Gegenstand der dankbaren und fürsorglichen Liebe. Die Lehrer, die gern und fröhlich

alle Arbeit übernahmen, wurden geehrte und geschätzte Männer. In den Häusern wurde von ihnen mit Anerkennung und Respekt gesprochen und ihnen dadurch die Disziplin sehr wesentlich erleichtert. Ich denke noch gern und mit Dankbarkeit an diese Männer und entsinne mich nicht, daß je eine Differenz zwischen mir und ihnen entstanden sei. Die regelmäßigen Konferenzen stärkten uns in der Liebe und im Vertrauen untereinander und in der Liebe zu der Jugend und der ganzen Gemeinde. — Wenn in der Kirche das wahre Leben erwacht, dann blüht auch die Schule. Wenn die Eltern die Kirche lieben, lieben auch die Kinder die Schule.

Zum Schlusse füge ich noch einige Züge aus dem Leben in der Gemeinde hinzu.

Ein Mann, der in wilder Ehe lebte und dem Trunke ergeben war, wurde erweckt. Er ging zuerst eine ordentliche Ehe ein und entsagte dann gänzlich dem Branntwein; aber sein Körper war so an den Branntwein gewöhnt, daß er schreckliche Kämpfe zu bestehen hatte und nur durch viele Gebete gehalten werden konnte. Bei Gelegenheit eines Besuches bei seinen Verwandten wurde er sehr verhöhnt, als sie hörten, daß er fromm geworden sei und keinen Branntwein mehr trinke; er wurde viel genötigt, und endlich, um zu zeigen, daß er ein freier Mann sei, trank er ein wenig. Da aber kam die alte Macht über ihn, und er betrank sich. Ich habe selten einen Menschen gesehen, der so geschlagen und so verzweifelt war wie dieser; es gehörte viel Zeit und viel Trost dazu, ihn wiederaufzurichten, dann aber blieb er fest. Er hatte es sich zum Gesetz gemacht, ungefähr das Geld, das er sonst durchgebracht hatte, immer zurückzulegen. Als etwa ein Jahr um war, zeigte er mir mit der Freude des Sieges seine Ersparnisse, und der neue Rock, den er sich dafür kaufte, war ihm ein wahres Ehrenkleid. —

Eine Frau, deren Mann die Gewohnheit hatte, an jedem Sonnabend seinen Wochenlohn im Wirtshause zu verspielen und zu vertrinken, lebte in einer sehr unglücklichen und unfriedfertigen Ehe. Die Not und Gottes Wort arbeiteten an ihrem Herzen, sie wurde still und geduldig und trug das schwere Kreuz durch die Kraft des Gebets. Während der Mann im Krüge war, schrie sie zu dem Gott, der die Herzen der Menschen lenken kann. An einem Sonnabend kommt der Mann früher nach Hause als sonst, er hatte sich mit seinen Genossen beim Spiel entzweit, es war zur Schlägerei gekommen, und die anderen hatten ihn hinausgeworfen. Die Frau empfängt ihn sehr freundlich, bereitet ihm das Abendbrot, so gut sie kann, und

nimmt dann das Gebetbuch von Starke zur Hand, um den Abendsegens zu lesen. Der Mann hört zu und geht zu Bett, aber schlafen kann er nicht. Er weckt die Frau und spricht: „Mutter, meine Angst ist zu groß, ich kann es nicht länger aushalten, ich gehe verloren!“ Die Frau hebt an, den Erhöher der Gebete im festen Glauben zu preisen. Er fährt fort im Gebet um Gnade und um Vergebung der Sünden. Unter vielen Tränen bittet er der Frau das Unrecht, das er ihr getan, ab und geht hin, die schlafenden Kinder zu küssen. Die Frau aber erklärt ihm in aufrichtiger Demut, daß sie eigentlich schuld sei, weil sie früher so viel mit ihm gezankt habe, und bittet um Vergebung. Am andern Morgen beim Frühstücksf Feuer verbrannte er seine Karten. Die Freude der armen Frau war sehr groß, und oft sagte sie, sie habe jetzt den besten Mann, den es gebe. —

Der Sohn eines frommen Mannes wurde eingezogen und sollte in der Garde als Soldat dienen. Der alte Vater begleitete ihn, ermahnte ihn zum Gebet, und als er von ihm schied, sprach er zu ihm: „Mein Sohn, wenn der liebe Gott in der Fremde dich an deine Sünden erinnert, so stehe still und nimm den Hut ab, denn der Herr dein Gott will dann mit dir reden.“ Der junge Mensch kommt mit den besten Vorsätzen in der Kaserne an; zuerst wird er von den Genossen wegen seines Gebetes verspottet, dann aber verißt er es bald. Als er das erste Mal auf die Wache zieht und die Wache bei dem Abendgebet den Helm abnimmt, da fällt ihm des Vaters Wort ein; er betet wirklich, und der Heilige Geist redet zu ihm von seinen Sünden. So kam auch für ihn der Wendepunkt in seinem Leben, und der Brief, den er darauf an seinen Vater schrieb, brachte viel Freude und Dank in das Haus. —

Ein junger Mann war in großer Beunruhigung und konnte nicht an die Vergebung seiner Sünden glauben. Er behauptete, die Sünde begangen zu haben, die nicht vergeben wird. Nach wiederholten Unterredungen teilte er mir mit, daß er einen Bruder in der Fremde habe, mit dem er unversöhnt auseinandergegangen sei. Ich diktierte ihm einen Brief an den Bruder. Die Antwort war sehr freundlich und herzlich. Es war, als sei der Bann von seiner Seele weggenommen, und er kam zum Frieden. Je ernstlicher ein Mensch es mit der Buße nimmt, desto mehr wächst sein Trost im Glauben. —

Wenn ich auch aus dieser Zeit reicher Erfahrungen noch weiter erzählen könnte, so breche ich doch hier ab und füge nur noch zum Schluß eine Geschichte hinzu, die mir sehr lieb und wert geworden ist. Ein alter Mann saß am Sonntagnachmittag in seiner kleinen Stube. Die Bibel lag

vor ihm, und es war das erste Blatt vor dem Titelblatt aufgeschlagen; darauf standen lauter Zahlen, die Tage und Jahre bezeichneten. Er saß und war sehr vertieft, indem er die Zahlen ansah, so daß er nicht bemerkte, daß sein Nachbar zu ihm eintrat. Dieser fragte ihn, was er da lese, und was seine Seele so bewege; er sehe ja nur Zahlen. Da spricht er zu ihm: „Nachbar, wenn du wüßtest, was diese Zahlen bedeuten, so würdest du dich nicht wundern.“ Die Zahlen aber bezeichneten die Hauptereignisse seines Lebens. Er wies mit dem Finger auf die eine nach der andern: Hier bin ich geboren, da getauft, da konfirmiert, da Soldat geworden, da habe ich mein Weib genommen usw., bis zuletzt der Tag kam, an dem ihn der Herr angenommen habe, und seitdem er wisse, daß er Gottes Kind und Erbe sei. Er rief aus: „O welche Tiefe des Reichtums, beides der Weisheit und Erkenntnis Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege!“, und sang unter Tränen mit zitternder Stimme:

O daß ich tausend Zungen hätte
und einen tausendfachen Mund,
so stimmt' ich damit um die Wette
vom allertiefsten Herzensgrund
ein Loblied nach dem andern an
von dem, was Gott an mir getan!

Ich bitte Gott für jeden Leser, daß er mit dem Alten von Herzen so mitsingen kann.

Aus den „Erinnerungen aus meinem Berliner Amtsleben“

Ueberrascht war ich, meinen Namen einmal in einer Zeitung zu lesen; die Veranlassung dazu war folgende: Eines Abends war ich mit meiner Frau und zwei Kindern in ein Gasthaus in der Bellevuestraße gegangen, um Abendbrot zu essen. Wir saßen allein an einem kleinen Tischchen, und ich hielt nach unserer Gewohnheit das Tischgebet, was den übrigen Gästen auffällig gewesen sein mag; der Kellner aber stand solange still und hörte zu. Nach dem Essen kam er wieder und ließ sich mit mir in ein Gespräch ein. Der junge Mann war kein Berliner, sondern aus der Provinz und hatte, wie er sagte, brave Eltern. Ich redete mit ihm von den Versuchungen und Gefahren, denen er in seinem Stande ausgesetzt sei, faßte ihn

bei der Hand, sah ihm in die Augen und bat ihn, zu wachen und zu beten, damit er nicht in Schande und Sünden falle und seinen Eltern Kummer und Gram mache. Ich forderte ihn auf, mich zu besuchen, was er auch wiederholt getan hat. Bald darauf stand diese einfache Geschichte in einer Zeitung. Ich hatte wohl bemerkt, daß mehrere von den Gästen herantraten und zuhörten, was ich mit dem Kellner redete. Die Zeitung wurde mir zugesandt, in der die Sache sehr entstellt erzählt wurde und von dem neuen Pastor an St. Matthäus gesagt, er belästige die Leute auch im Wirtshaus mit Bekehrungsversuchen; selbst Herr von Könen machte mir deshalb Vorhaltungen, ohne mein Benehmen geradezu zu mißbilligen; er ermahnte mich nur zur Vorsicht, um alles Auffällige zu vermeiden. —

Eine Gemeinde entsteht nicht dadurch, daß die Liebe in weite und unbegrenzte Ferne geht oder in eine unbestimmte Allgemeinheit sich verliert. Die Grundlage einer lebendigen Gemeinde ist das Gebot des Herrn: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ Wenn ein Nächster krank ist, so muß ich mich verpflichtet halten, ihn zu pflegen, wenn ihn hungert, ihn zu speisen, und wenn er weint, ihn zu trösten. Witwen und Waisen und, die in Trübsal sind, besuchen ist der Gott wohlgefällige Gottesdienst. Oft habe ich wohl daran gedacht, in der großen Gemeinde kleinere Kreise zu bilden, einen Teil von Häusern einer Straße zu verbinden, daß sich einer um den andern bekümmere, und hin und wieder ist es mir auch in geringen Anfängen gelungen, die Reichen und Vornehmen zu bewegen, den Armen und Elenden zu helfen und sich derer anzunehmen, die unten im Keller oder oben unter dem Dache wohnen. Es ist sehr bequem und leicht, Mitglied eines Vereins zu werden und seinen Beitrag zu zahlen. Eine schwere Arbeit ist es aber, seinen N ä c h s t e n zu lieben. Es gehört dazu viel Selbstüberwindung, Selbstverleugnung, Demut, Aufopferung an Zeit und Kraft. Es gibt zwei Aufgaben, die ein Christ hat, die der einzelne nicht allein lösen kann. Der Herr hat geboten, daß den Heiden das Evangelium gepredigt werden soll. Da ich nicht selbst zu ihnen gehen kann, so muß ich dazu helfen, daß Missionshäuser bestehen, in denen die Missionare ausgebildet, in die Heidenwelt geschickt, dort unterhalten, Gemeinden gebildet und Kirchen gebaut werden können. Dahin gehören auch Krankenhäuser, Hospitäler, Siechenhäuser u. dgl., die der einzelne nicht stützen und unterhalten kann. —

Es kann ein gesundes und kirchliches Leben sich nur entwickeln, wenn die unübersehbaren Gemeinden so gespalten werden, daß wirkliche Gemeinden entstehen, in denen es möglich ist, daß das Gebot des Herrn: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ die Lebenskraft der Kirche wird. Die Wirksamkeit des Pastors hat nur dann einen Erfolg, wenn in der Gemeinde einige sich befinden, denen es voller und ganzer Ernst ist, nach ihrer Seligkeit zu trachten, die durch ihr Beispiel, durch die Verleugnung der Welt, durch ihre Uebung, gottselig zu leben, Zeugnis geben von der Kraft des Evangeliums. —

Ein junger Mensch, der sich wirklich bekehrt hatte, wurde von einem vornehmen Herrn zum Diener genommen. Ein Kind im Hause erkrankte sehr schwer. Die Eltern waren trostlos. Als der Herr in die kleine Stube ging, um dem Diener einen Auftrag zu geben, fand er ihn, wie er auf seinen Knien lag und für das Kind und seine Herrschaft betete und seine getroste Zuversicht aussprach, daß der Knabe nicht sterben werde; das Kind genas. Der Herr sprach mir die Ueberzeugung aus, daß das Gebet seines Dieners das Kind vom Tode errettet habe; seitdem fing er an, täglich mit seiner Familie und der Dienerschaft das Morgengebet zu halten, und Gott der Herr segnete ihn und sein Haus, so daß er mit den Seinen zum Frieden der Seele hindurchdrang. Es war rührend, mit welcher Liebe er seinem Diener zugetan war, und wie er auch in seinem Kreise frei und offen bekannte, daß eine Familie den größten Schatz habe, wenn der Glaube an Gottes Wort im Hause lebe. Von ihm aus ward auch bei einigen anderen ein neues Leben erweckt.

Erst wenn in der Gemeinde einige erwachen und anfangen, sich in der Gottseligkeit zu üben, das Gebet und Gottes Wort treulich zu gebrauchen, wird auch der Pastor mit seiner Predigt Eingang finden. Ohne Gemeinde ist seine Arbeit vergeblich; er muß erst einige gewinnen, die wirklich Gott vor Augen und im Herzen tragen. . .

Die Leute achten sehr auf den Lebenswandel ihres Pastors, und er darf sich nicht in seinem Leben und Wandel der Welt gleichstellen. Die eigene Bekehrung ist die erste und vornehmste Forderung, die man an ihn stellen muß. Ein Pastor, der das Theater besucht, Karten spielt und öffentlichen Lustbarkeiten beiwohnt, wird schwerlich Eingang finden.

Die Arbeit des Pastors ist aber nur dann von Erfolg, wenn in der Gemeinde sich ein Häuflein befindet, das von der Liebe zum Nächsten erwärmt ist. Es kommt also alles darauf an, das Gemeindebewußtsein auch in Berlin zu er-

wecken, was doch aber kaum möglich sein wird. Einige aber werden sich doch finden lassen, die mit ihrem Gebet und mit ihrer Liebe nicht in die Weite und unbestimmte Ferne gehen, sondern auf die sich richten, die nach Gottes Willen ihre Nächsten sind. —

Jeder bekehrte und gläubige Christ muß eigentlich ein Missionar sein, der da bittet und arbeitet, daß das Reich Gottes kommt. Der Glaube kämpft nicht allein gegen das eigene Fleisch und Blut, sondern erweckt auch die Liebe zu meinem Nächsten. Wenn ein Mensch in Gefahr steht, sein Leben zu verlieren, so fordert schon die natürliche Liebe, daß ich mich bemühe, ihn zu retten und zu helfen; wenn ich aber gleichgültig mitansehen kann, wie meine Hausgenossen oder mein Nächster ohne Gott und sein Wort den Weg des Fleisches geht, so ist mein Herz gewiß nicht erwärmt von der Liebe dessen, der den Himmel verließ und zu uns armen Sündern auf die Erde kam, der sein Blut vergossen hat, damit wir könnten selig sein.

Es kommt nicht darauf an, daß dein Nächster dir gefällt, sondern daß du durch dein Beispiel, durch deine Liebe ihn möglichst bewegst, den Weg zu gehen, der deine Seele zum Frieden geführt hat. Gesetz und Polizei richten nur Widerspruch und Zank an. Es ist schön und gut, wenn du deinem Nächsten in seiner irdischen Not Beistand und Hilfe gewährst, aber wenn du wirklich ein Christ bist und dein Herz warm geworden ist in der Liebe zu dem, der dich zuerst geliebt hat, so werde nicht müde, deine Hand auch nach deinem Nächsten auszustrecken, den dir der Herr zugeführt hat, damit er den Frieden seiner Seele suche, wo er allein zu finden ist. Stoecker verlangte auch nicht von seinen Missionaren, daß sie Politik treiben, sondern daß sie zum wahren christlichen Glauben umkehren und dadurch in Geduld ihr Kreuz tragen sollten. —

Eine Frau, die ich einst eingesegnet hatte, und mit der ich gelegentlich sprach, besuchte die Kirche sehr regelmäßig; ihr Mann aber kam nie mit. Beim Ausgang durch die Sakristei reichte sie mir die Hand; ich fragte: Warum immer so allein? Sie antwortete: Mein lieber Mann geht in keine Kirche, hält das für ganz überflüssig, weil er das schon alles wisse, was ihm etwa der Prediger sagen könne. Ich erwiderte ihr: Ganz unschuldig bist du nicht daran, daß er dich nicht begleitet. **Am folgenden Sonntag** hatte sie sich angezogen und bereit, um in die Kirche zu gehen; ehe sie aber das Haus verließ, ging sie noch in die Stube, in der der Mann bei seinen Akten saß, reichte ihm die Hand, und er verstand die Frage, die auf ihrem Ge-

sichte lag, obgleich sie kein Wort redete. Er stand auf und sagte: Ich will mit dir gehen. Die Frau schwieg, fiel ihm aber um den Hals und küßte ihn. Seitdem habe ich sie immer in der Kirche nebeneinander sitzen sehen. Einmal fragte ich ihn, ob er wohl erlaube, daß ich ihn besuchen dürfe. Er antwortete: Meine Frau wird sich sehr freuen. Als der Tee getrunken war, brachte er die Bibel und legte sie vor mich hin; ich las den 103. Psalm und hielt ein Gebet. Die Frau sah mich mit glänzenden Augen an, wie ein Mensch aussieht, wenn er den Sieg errungen hat. Sie sagte: Wundern Sie sich nicht; wir lesen jetzt alle Morgen ein wenig in der Bibel. Als ich wegging, war der Mann sehr freundlich, begleitete mich bis an die Treppe und bat mich, recht bald wiederzukommen.

Ich erlaube mir, zwei Männer zu nennen, denen ich viel verdanke: Goßner und Hengstenberg, die mir gestatteten, sie zu besuchen und im Umgang mit ihnen mein Herz zu stärken und zu erwärmen, treu zu sein im Kampf und unermüdlich in der Arbeit. Goßner führte ein Leben im Gebet, hatte dabei ein fröhliches Herz, war durchaus frei von aller Furcht vor den Menschen und auch frei von dem Lobe der Welt. Seine oft sehr derben Aeüßerungen und Mahnungen verletzten mich nicht, und ich bleibe ihm dankbar für seine Zurechtweisungen. Hengstenberg, der für einen Zänker und Streiter gehalten wurde, war wirklich ein Mann des Friedens. Seine Ruhe wurde nicht gestört durch die Angriffe, die ihm auch öffentlich widerfahren. —

Als ich nach Berlin kam, war es mir fast unglaublich, die Zustände kennenzulernen, wie sie in der Tat geworden sind. Der alte Goßner, mit dem ich darüber sprach, sagte: „Der Teufel müßte keine Macht haben, wenn er es nicht verhindern könnte, daß hier Kirchen gebaut würden; durch Klagen und Sorgen wirst du ihn gewiß nicht überwinden; arbeite treu in deiner Gemeinde und siehe zu, daß sich doch etliche wirklich bekehren!“ Unbegreiflich war und blieb es mir, daß die frommen Leute, die ich lieben und ehren lernte, so ruhig und gleichgültig dabei bleiben konnten, daß hier so viele Menschen leben und sterben, ohne Gottes Wort zu hören und ermahnt und gewarnt zu werden. Unbegreiflich blieb es mir, daß die Obrigkeit und das Kirchenregiment, auch die Pastoren in der Stadt es dahin kommen lassen konnten. —

Die immer wiederkehrenden Wahlen für Kirche, Staat und Stadt regen die Leidenschaften auf, nähren den Geist der Unzufriedenheit und führen zuletzt zur offenen Empörung. Nach dem Zivilstandsgesetz können die Ehen

ohne den Segen der Kirche eingegangen werden; es genügt, wenn die Brautleute vor dem Standesbeamten erklären, daß sie Eheleute sein wollen. Den wichtigsten Schritt, den ein Mensch im Leben tut, kann er ohne den Segen der Kirche tun. Die Kinder können ohne Taufe aufwachsen. Die Kirche ist überflüssig. —

Gott der Herr hat im Laufe des Jahrhunderts wiederholt laut und nachdrücklich zu dem deutschen Volk geredet. Zuerst hat er uns zur Warnung in Frankreich vor Augen gestellt, welches Elend die Gottlosigkeit über ein Volk bringt, wenn es sich von Gott dem Herrn abwendet und sich gegen göttliche und menschliche Ordnung erhebt; das deutsche Volk aber ließ sich nicht warnen, sondern fuhr fort, Gottes Wort zu verachten und die Wege zu gehen, die Frankreich ins Elend gestürzt haben. 1806 ward Napoleon Macht gegeben, Deutschland zu strafen und zu züchtigen, und wenn auch einzelne aufwachten vom Schlaf der Sicherheit, so kam es doch nur bei wenigen zu einer ernstlichen Umkehr. Im großen und ganzen wurden auch die Jahre 1813 und 1814 nicht verstanden, da der Herr im deutschen Volk mit lauter Stimme verkündigte: „Zeit und Stunde ist da, aufzustehen vom Schlaf!“ Die großen Dinge, die unser Volk in diesen Jahren erlebte, erweckten es nicht zur demütigen Anbetung der Gnade Gottes, sondern in blinder Hoffart wiegte es sich aufs neue in die alten Gedanken des Unglaubens ein. —

Gott gebe, daß denen, die noch im Glauben stehen, es recht ernstlich aufs Herz falle, wie groß ihre Verantwortung ist, daß hier in Berlin tausend und abertausend Menschen leben und sterben, die fast ganz unberührt bleiben von Gottes Wort, die zwar Christen heißen, aber wie die Heiden leben! Es genügt gewiß nicht, daß ihnen die Bibel oder Andachtsbücher oder Predigten dargereicht werden, es muß die lebendige Stimme hinzukommen und besonders das in der Liebe warm gewordene Herz, das gelernt hat, zu bitten und zu ermahnen an Stelle dessen, dem „allemaal das Herze bricht, wir kommen oder kommen nicht“. Nur dann können wir mit rechter Zuversicht beten, wenn wir unsere Gaben, Kräfte, unser Vermögen treu gebrauchen im Gehorsam gegen Gott, das Ziel zu erreichen, das erreicht werden muß. . .

Alles Gras der menschlichen Weisheit verdorret, und die Blumen der hochmütigen Gedanken verwelken und fallen ab. Darum dürfen wir uns nicht fürchten; denn das Wort Gottes bleibet ewiglich. Für die, die im Glauben stehen, ist es jetzt heilige Pflicht, den guten Kampf zu kämpfen und die Treue zu halten im Bekenntnis und

Wandel, damit sein Name geheiligt werde und sein Reich komme. —

Eines Sonnabends abends erhielt ich einen Brief ohne Namen von einem Fabrikarbeiter, der mir schrieb, er sei wegen einer Untreue von seinem Brotherrn entlassen. Er sei nun ein brotloser und geschändeter Mann; er wolle seinem Leben ein Ende machen, ich möchte aber morgen für ihn beten. Ich nahm den Brief mit auf die Kanzel und teilte den Inhalt der Gemeinde mit, indem ich daran die Bitte und Mahnung knüpfte, sich selbst nicht die Gnadenfrist abzuschneiden. Am Abend erhielt ich von derselben Hand mit Namensunterschrift wieder ein Schreiben, in dem der Arbeiter mir mitteilte, er sei am Sonntag früh in den Tiergarten gegangen, den Strick in der Tasche, mit dem er sich an einem Baum habe aufhängen wollen; er sei aber vorher niedergekniet, da hätten die Glocken von St. Matthäus sein Ohr berührt, und er habe vor der grausigen Tat sich entschlossen, noch einmal in die Kirche zu gehen. Die Gemeinde habe das schöne Lied gesungen: „Dies Wort bedenk, o Menschenkind, verzweifle nicht in deiner Sünd“, und er sei sehr verwundert gewesen, daß die ganze Predigt wie an ihn gerichtet war. Es sei ihm gewesen, als ob sein Weib und seine Kinder vor ihm gestanden hätten. Er sei sofort zu dem Fabrikherrn gegangen, habe sein Unrecht voll und ganz eingestanden, habe um Vergebung gebeten und sei wieder angenommen; er wolle sich bekehren und sich nicht wieder vom Satan verführen lassen. Nach einiger Zeit kam der Mann zu mir und bedankte sich in rührender Weise. Ich kniete mit ihm nieder und rühmte die Barmherzigkeit Gottes. Der Mann, der in der Kirche neben ihm stand und ihm sein Gesangbuch hingereicht hatte, weil er das Lied auswendig wisse, habe ihm auch das Buch auf seine Bitte geschenkt und ihm gesagt, er solle das Lied auch lernen. —

Ein Kaufmann, der von der Messe aus Leipzig zurückkehrte, übernachtete in einer kleinen Stadt. Einem Mädchen des Hotels war der Auftrag gegeben, ihn zu bedienen. Er dachte an die Gefahren, denen sie in ihrem Dienste ausgesetzt sei; er fragte, ob sie auch ihr Gebet halte, daß sie bewahrt bleibe. Er hielt ihr ein Goldstück hin und sagte: Wenn du mir versprichst, keinen Abend zu Bette zu gehen, ohne deine Knie zu beugen und zu beten: „Herr, vergib mir alle meine Sünden und gib Gnade, daß ich in den Versuchungen nicht in Sünden falle!“, will ich dir das Goldstück schenken. Das Mädchen versprach, daß sie es tun wolle. Als sie am Abend zu Bette ging, tat sie, wie sie zugesagt hatte. Sie mochte wohl, leichtfertig, wie sie

war, zuerst wenig bei diesen Worten sich denken; doch um des Goldstücks willen tat sie es. Als der Kaufmann nach einem Jahre wiederkam, fragte er den Wirt, wo das Mädchen geblieben sei, und erhielt den Bescheid, daß sie sich bei einer alten blinden Frau aufhalte und sie bediene. Der Kaufmann ging dahin. Das Mädchen erschrak, als sie ihn erkannte. Er fragte: Hast du getan, wie du mir versprochen hast? Er hielt ihr das Goldstück hin; sie aber schämte sich und wollte es nicht annehmen und sagte: Ich weiß nun, daß ich bei Gott in Gnaden bin. Nach dem Tode der blinden Frau kam das Mädchen in meine Gemeinde, in den Dienst der Gutsherrschaft. Sehr bald bewarb sich ein braver, gottesfürchtiger Mann um ihre Hand. Als sie vor dem Altar stand, fiel es mir sehr auf, daß sie ein Goldstück an einem Bande um den Hals hängen hatte. Sie hatte eine Oese daran machen lassen und erzählte mir unter großer Bewegung die Geschichte. Der Herr kann auch die tote Gewohnheit zum Gebet segnen.

Man tut unrecht, wenn man glaubt, daß die, die sich äußerlich von der Kirche getrennt haben, gar nicht mehr für Gottes Wort zugänglich seien. Mehrfach erhielt ich Briefe ohne Namen mit der Aufforderung, diesen oder jenen zu besuchen, was ich denn auch getan habe. Oefters fand ich solche, die in großer Verzweiflung standen und von Gedanken an Selbstmord geplagt wurden; auch solche, die da meinten, daß die Zustände derart geworden wären, daß man in Berlin nicht bleiben könne, seine amtliche Stellung aufgeben und in die Einsamkeit gehen müsse. Es war immer eine eigentümliche Aufgabe, mit solchen Personen zu verhandeln, deren Namen ich nicht einmal gehört hatte, und von denen ich gar nichts wußte. Erst nachdem ich Rat und Trost im Gebet gesucht hatte, ging ich hin. —

Als Mitglied des Konsistoriums gingen meine Gebete und Gedanken weiter auf meine lieben, teuren Amtsbrüder, deren Not und Arbeit ich kennenzulernen Gelegenheit hatte. Nicht alle Pastoren sind bekehrte Männer, und daß sich ein Geistlicher, der schon mehrere Jahre im Amte steht, ehrlich bekehre, geschieht ebenso selten, wie daß sich ein Jude bekehre. Viele beruhigen sich sehr leicht damit, daß sie ihre Amtsgeschäfte ordnungsmäßig verrichten und bei dem Superintendenten oder gar bei dem Konsistorium gut angeschrieben sind. Andere meinen, daß, wenn auch in der Gemeinde keine sichtbaren Folgen sich zeigen und sich vielleicht einige gebessert haben, sie sich damit beruhigen könnten, daß doch der Kirchenbesuch erträglich sei und sie von den Leuten, doch wenigstens von

einigen, gelobt werden; aber es fragt sich doch, woher es kommt, daß so selten oder gar keine Bekehrung vorkommt. Es liegt oft daran, daß der Pastor sich selbst noch nicht bekehrt hat. Es ist ein großer Unterschied, ob ein bekehrter Pastor, der in der Heiligung lebt, oder ein unbekehrter Mann das Wort Gottes verkündigt. Es gibt Pastoren, die ihre Qualifikation zum Amte davon herleiten, daß sie die Prüfungen vor dem Konsistorium gut oder mäßig bestanden und das Ordinationsgelübde abgelegt haben. Es gibt auch Pastoren, die sich vielleicht mit dem Kopf oder mit ihrer Ueberzeugung vom Unglauben abgewandt haben, aber weder den Kampf in der Buße noch die Kraft des Glaubens in der Heiligung erfahren haben. Sie predigen der Orthodoxie gemäß. Ein natürlicher Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes. Es ist merkwürdig, daß auch ungläubige Leute in der Gemeinde es durchfühlen und erkennen, welcherlei Art der Pastor ist; ob ein Mietling oder ein Seelenhirte. Er soll den Weg zeigen, der aus der irdischen Fremde in die wahre Heimat führt, oder deutlich und klar verkündigen, wie aus einem armen Sünder ein Gotteskind werden kann. Wer aber die Kraft des Evangeliums an seinem eigenen Herzen nicht erfahren hat, dessen Predigt läßt kalt und findet die Herzen nicht. Er mag es wohl erreichen, daß, wenn er von der Not und Traurigkeit des irdischen Lebens redet, einige Tränen fließen, aber nicht, daß die Leute an Bekehrung denken und ihre Sünden erkennen, die ihnen das Leben sauer machen und den Frieden aus ihrem Hause vertreiben. . .

Ich kann den lieben Amtsbrüdern nur den Rat geben, in den älteren Schriften recht fleißig zu forschen und sich durch L u t h e r und auch durch A u g u s t i n belehren zu lassen, wie man die Erlösungsbedürftigkeit in der Gemeinde erwecken kann. Es kommt immer darauf an, nicht allein den wahren Glauben in lebendiger Weise zu verkündigen, sondern auch darauf zu dringen, daß die Verleugnung der Welt in gesunder, pietistischer Weise zur Geltung komme.

Aus der Rede am Sarge Büchsels,

gehalten am 17. August 1889

von Generalsuperintendent Braun, Berlin

Der Apostel sagt, es wäre sein Wunsch, daß um seinetwillen für die Gnade, die ihm widerfahren sei, Gott möchte gepriesen werden durch vieler Herzen Danksagung. Sodann fährt der Apostel fort (2. Kor. 1, 12): „Unser Ruhm ist der, daß ich in Einfältigkeit und göttlicher Lauterkeit, nicht in fleischlicher Weisheit, sondern in der Gnade Gottes auf der Welt gewandelt habe, allermeist aber bei euch.“ Büchsel hat diese apostolische Weise des heiligen Paulus auch gekannt. Mir kommen gerade diese Worte so bezeichnend für den ganzen Mann vor, daß ich wünschen möchte, sie verbänden sich unauflöslich mit der Erinnerung an seinen Namen. Einfältig und lauter ist sein Sündenbekenntnis gewesen; er sagte nicht bloß, daß er ein Sünder wäre, er wußte und glaubte es auch. Und wie er an seinem Jubiläumstage auf alle ehrenvollen Ansprachen, die an ihn gehalten wurden, nur die eine Antwort hatte, daß er niederkniete und das Sündenbekenntnis aussprach, so hatte er in der letzten Zeit seiner Wirksamkeit die Gewohnheit, jeden Vespergottesdienst zu schließen kniend vor dem Altar mit demselben Sündenbekenntnis, mit dem der Morgengottesdienst seinen Anfang genommen hatte. Herabgestürzt von den Höhen der Selbstgerechtigkeit wie Paulus, aber wiederaufgerichtet durch die Gnade des Herrn, konnte er reden wie einer, der Gewalt hat, auch andere herabzustürzen von allen Höhen der Selbstgerechtigkeit, damit sie sich aufrichten lassen durch die Gnade des Herrn.

Es hat Erweckungen gegeben in seinem Amtsleben; eine allgemeine in Brüssow und in Berlin

stets vereinzelt in seiner Zuhörerschaft. Dabei hatte er dann Gelegenheit, es zu beweisen, daß er nicht in fleischlicher Weisheit, sondern in der Gnade Gottes wandeln wollte, nicht in der oberflächlichen Vernünftelei über religiöse Dinge, die zur Zeit des Beginns seiner Wirksamkeit auf vielen Kanzeln noch herrschte, aber auch nicht in der fleischlichen Weisheit, die durch ein juristisches Geltendmachen toter, wenn auch richtiger Lehrsätze der evangelischen Kirche helfen will. Die Hohlheit hat er aufgedeckt, die in einem Leben liegt ohne den, der das wahrhaftige Leben selber ist; die Herrlichkeit dagegen hat er aufgedeckt, wenn Christus wahrhaftig in unserem Leben Herrschaft und Gestalt gewinnt. Weil er erkannt hatte, daß die Phrase und die Redensart in unserer Zeit das Christentum um alle Kraft zu bringen drohen, so hat er nichts so sehr verfolgt wie den Schein, der sich an die Stelle des Wesens setzen will. Und weil er sah, daß die Tünche der geselligen Formen soviel Unwahrhaftigkeit in das Leben der höheren Stände bringt, hat er mit unerbittlicher Zähigkeit die angeborene und anezogene Eigenart seiner Natur sich bewahrt und hart und derb hervortreten lassen, wo die Empfindlichkeit sich an die Stelle wahren Glaubens und die Gespreiztheit und Vielgeschäftigkeit sich an die Stelle wahrer Liebe setzen wollte. Ein scharfer Blick für die innerste Stellung der Menschen, mit denen er in Berührung kam, ein treffender Ausspruch, der den rechten Fleck und oft den faulen Fleck zu treffen wußte, unterstützte ihn. Eigenwillig ist er in unwesentlichen Dingen wohl erschienen; wenn ihm aber wahre Not der Seelen oder Bedürftigkeit des Leibes begegnete, so brach die volle Wahrheit seiner Liebe stets hervor.

Seine „Erinnerungen“ sind Erinnerungen an die wunderbare Kraft erhörter gläubiger Gebete, Erinnerungen an die Macht erfindungsreicher, suchender

Liebe, an die Siege der Demut, die manche Unbilden erträgt; sie sind aber auch Erinnerungen an den überströmenden Segen des Herrn. — Daß das Wort Gottes seine Speise und der Friede des Herrn sein Element war, das zeigte sich in seiner letzten Krankheit. Wir haben es gesehen, wie Jesus Christus mit seinem Frieden in der Tiefe seines Herzens wohnte und kurz vor seinem Ende mit seinem vollen Frieden und einer stillen göttlichen Zuversicht in ihm sich offenbart hat. Getröstet durch Gottes Wort im Frieden eines begnadigten Sünders ist er eingegangen zu seines Herrn Freude.

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Eine Reihe christlicher Lebensbilder

Die durchweg ausgezeichnet abgefaßten Schriften eignen sich in ganz hervorragendem Maße zur Verwendung im Religionsunterricht, für Konfirmanden- und Jugendstunden, für Männer- und Frauenabende, für die Zurüstung der Helfer und Helferinnen im Gemeindedienst, sowie als feine Geburtstags- oder Weihnachtsgabe an verdiente Gemeindeglieder und an unsere Jugend.

„Evang. Kirchenbote für die Pfalz“

In jedem Band betrachtet man nicht nur den Ablauf eines bedeutenden Lebens, man sieht auch staunend Gottes Wunderwege im Leben der Männer und Frauen, man erkennt die ernsten Führungen und die ausgestreckten Segenshände des Meisters, dessen Eigentum das Leben des einzelnen geworden war.

„Männliche Diakonie“

Das ist ein außerordentlich glückliches Unternehmen, die Lebensbilder dieser Zeugen Gottes in so volkstümlicher und plastischer Art darzustellen. Die literarische Verwertung der besten Quellen ist dabei besonders hervorzuheben. Ein wirklicher Dienst zur kirchengeschichtlichen Blickerweiterung und Glaubensstärkung.

Sup. Lic. Th. Brandt

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Bisher sind erschienen:

Band

- 1 **Bodelschwingh.** Ein Lebensbild für unsere Zeit. Von Ernst Senf. 80 S.
- 2 **Pastor Wilhelm Busch.** Ein fröhlicher Christ. Von Wilhelm Busch. 76 S.
- 3 **Johann Christoph Blumhardt.** Von Alo Münch. 96 S.
- 4 **Carl Hilty.** Ein Freund Gottes. Von Friedrich Seebaß. 76 S.
- 5 **Samuel Keller.** Gottes Werk und Werkzeug. Von Ernst Bunke. 87 S.
- 6 **Was ich mit Jesus erlebte.** Von Marg. Wurmb v. Zink. 80 S.
- 7/8 **Matthias Claudius.** Der Wandsbeker Bote. Von Friedrich Seebaß. 115 S.
- 9/10 **Mathilda Wrede.** Die Freundin der Gefangenen und Armen. Von Friedrich Seebaß. 104 S.
- 11 **Heinrich Jung-Stilling.** Wanderer an Gottes Hand. Nach Marg. Spörlin. 80 S.
- 12/13 **Paul Gerhardt.** Der Sänger der evangelischen Christenheit. Von Friedrich Seebaß. 112 S.
- 14 **Johann Sebastian Bach.** Der Thomaskantor. Von Friedrich Seebaß. 72 S.
- 15 **Schwester Eva von Tiele-Winckler.** Die Mutter der Vereinsamen. Von Alfred Roth. 80 S.
- 16/17 **D. Otto Funcke.** Ein echter Mensch, ein ganzer Christ. Von Arno Pagel. 112 S.
- 18/19 **Toyohiko Kagawa.** Der Samurai Jesu Christi. Von Carl Heinz Kurz. 112 S.
- 20 **Curt von Knobelsdorff.** Der Herold des Blauen Kreuzes. Von Ernst Bunke. 80 S.
- 21 **Henriette Frein von Seckendorff-Gutend.** Eine Mutter der Kranken und Schwermütigen. Von Heinrich Petri. 80 S.
- 22/23 **Jakob Gerhard Engels.** Von der Macht eines wahren Jüngers Jesu. Von Arno Pagel. 104 S.
- 24 **Elias Schrenk.** Der Bahnbrecher der Evangelisation in Deutschland. Von Johannes Weber. 80 S.
- 25/26 **Markus Hauser.** Ein Hoffnungsleben. Von Albert Jung-Hauser. 96 S.

Band

- 27/28 **Ludwig Richter.** Künstler und Christ. Von Friedrich Seebaß. 104 S.
- 29/30 **Ludwig Hofacker.** Gottes Kraft in einem Schwachen. Von Arno Pagel. 104 S.
- 31/32 **Gräfin Waldersee, Tante Hanna, Mutter Fischbach.** Drei Frauen im Dienste Jesu. Von Arno Pagel. 96 S.
- 33/34 **Johann Friedrich Oberlin.** Der Patriarch des Steintals. Von Carl Heinz Kurz. 96 S.
- 35/36 **Franziskus von Assisi.** Der Herold des großen Königs. Von Carl Heinz Kurz. 96 S.
- 37 **C. H. Spurgeon.** Prediger von Gottes Gnade. Von Ernst Bunke. 80 S.
- 38 **D. Walter Michaelis.** Nachlese von jahrzehntelangem Dienst auf dem Acker des Evangeliums. 80 S.
- 39 **Pestalozzi.** Mensch, Christ, Bürger, Erzieher. Von Otto Eberhard. 88 S.
- 40 **J. Hudson Taylor.** Sein Werk und seine Missionsmethoden. Von Friedhelm Rudersdorf. 80 S.
- 41/42 **Carl Heinrich Rappard.** Ein Zeuge Jesu Christi. Von Ernst Bunke. 96 S.
- 43/44 **Hans Nielsen Hauge.** Ein Wandersmann Gottes. Von Alfred Hauge. 112 S.
- 45 **Johann Albrecht Bengel.** Gottesgelehrter und Ewigkeitsmensch. Von Gottlieb Geiß. 80 S.
- 46/47 **Friedrich Braun.** Ein Baumeister Gottes im Schwabenland. Von Anna Katterfeld und Wilhelm Ilgenstein. 112 S.
- 48 **Dwight L. Moody.** Vom Kaufmann zum Evangelisten. Von Gottlieb Geiß. 80 S.
- 49/50 **Friedrich Christoph Oetinger.** Denker und Seelsorger. Von Friedrich Seebaß. 96 S.
- 51/52 **Karl Büchsel.** Aus „Erinnerungen u. Erfahrungen eines Landgeistlichen“. Von Friedrich Seebaß. 104 S.
- 53/54 **Peter Weber.** Was eine kleine Kraft vermag. Von Johannes Weber.